Das Märchen.
LR
X. A. v. E. Kretzschmar:

Märchen-Schatz.

Sammlung der schönsten Märchen
und Sagen
aller Zeiten und Völker.

Bearbeitet und herausgegeben
von
O. L. B. Wolff.

Erster Band.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Otto Wigand.

60. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des ersten Bandes.

	Seite
Der Drache. Neapolitanisches Märchen . . .	1
Der Muhel. Rabbinisches Märchen	20
Gagliuso. Neapolitanisches Märchen	28
Eliduc. Altfranzösische Sage	38
Der Schmaus der Zwerge. Norwegisches Märchen	72
Gioga's Sohn. Märchen der Shetlands Inseln	90
Das Ziegengesicht. Neapolitanisches Märchen	94
Die gebrochenen Eide. Rabbinisches Märchen	107
Die verheirathete Meermaid. Märchen der Shetlands-Inseln	122
Die Gräfin vom Quell. Altbretanische Sage .	127
Dobrünä Nikititsch. Russisches Märchen . .	179
Eisen Laczi. Ungarisches Märchen	218
Tschurilo Plenkowitsch. Russisches Märchen	234
Wassili Buslajewitsch. Russisches Märchen	250

Eine Einleitung und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß nebst Angabe der Quellen, aus denen die einzelnen Mährchen geschöpft wurden, werden dem letzten Bande beigefügt.

Der Drache

Neapolitanisches Mährchen.

Es war einmal ein König von Alta-Marina, welcher solche Tyrannei und Grausamkeit verübte, daß eines Tages, als er von seiner Gemahlin fortgegangen war, um ein Schloß in einiger Entfernung von der Stadt zu besuchen, sich ein gewisses Weib, das eine Hexe war, des königlichen Sitzes bemächtigte. — Als er deswegen eine hölzerne Bildsäule, welche Antworten zu ertheilen pflegte, um Rath gefragt hatte, bekam er den Bescheid, daß er sein Besitzthum nicht wieder erlange, als bis die Hexe blind würde. Da er nun sah, daß die Hexe, die außerdem wohl bewacht war, auf den ersten Blick die Leute erkannte, die er ausschickte, um ihr nachzustellen, und Hundegerechtigkeit an ihnen ausübte, so fiel er in

Verzweiflung und beraubte aus Trotz jedes Weib, das ihm in die Hände fiel, seines Lebens.

Nachdem Hundert und aber Hundert das Unglück gehabt hatten, das Leben auf diese Weise einzubüßen, trug es sich zu, daß eine Jungfrau, Namens Portiella, das schönste Geschöpf auf der ganzen Erde, dahin kam. Ihre Haare waren Fesseln der Liebesschergen; ihre Stirn eine Tafel, auf welcher das Schild des Ladens der Liebesreize geschrieben war; ihre Augen zwei Leuchtthürme, welche die Schiffe der Wünsche in den Stand setzten, das Steuer nach dem Hafen der Glückseligkeit zu richten; ihr Mund ein Honiggrübchen zwischen zwei Rosenhecken.

Als nun diese Portiella in die Hände des Königs fiel, und ihr Urtheil an ihr vollzogen war, wollte er sie wie die übrigen tödten. In demselben Augenblicke aber, als er den Dolch erhob, ließ ein Vogel eine unbekannte Wurzel auf seinen Arm fallen, und er bekam ein solches Zittern, daß der Stahl seiner Hand entsank.

Dieser Vogel war eine Fee, die sich einige Tage zuvor in einem Walde zum Schlafe hingelegt hatte, wo sie im Schatten der Hitze Trotz bot, wiewohl es nicht ohne

Gefahr war; als nun ein gewisser Satyr sie überfallen wollte, hatte Portiella sie geweckt, und aus Dankbarkeit folgte sie dieser nun beständig, um die Wohlthat zu erwiedern.

Als nun der König jenen Vorfall bemerkte, glaubte er, daß die Schönheit ihres Gesichtes so viel Einfluß auf seinen Arm gehabt habe, und der Dolch sie daher nicht wie so viele Andere traf. Deshalb wollte er es nicht noch einmal versuchen, sondern beschloß, sie in einem Kerker seines Palastes einzumauern; dieß führte er auch sehr schnell aus, indem er das unglückliche Geschöpf zwischen vier Mauern einsperrte, ohne ihr Speise und Trank zu lassen, damit sie sich nach und nach aufzehren und so allmälig sterben möchte.

Der Vogel, sie in diesem traurigen Zustande sehend, tröstete sie mit holden Worten und empfahl ihr heiter zu sein; denn er würde ihr, für den großen Dienst, den sie ihm erzeigt, helfen, und sollte es ihm das Leben kosten. Trotz Allem, was Portiella sagte, behauptete er immer, ihr größere Verpflichtungen schuldig zu sein, und fügte hinzu, daß er nichts unterlassen würde, um ihr zu die-

nen. — Da er nun bemerkt, daß sie fast vor Hunger umkam, so flog er eilig fort, kam mit einem spitzigen Messer wieder, das er aus des Königs Cabinet genommen hatte, und befahl ihr, mit demselben ein Loch in dem Winkel des Bodens, der über der Küche war, zu machen; durch dieses wolle er ihr beständig Nahrung bringen. Portiella bohrte, bis es groß genug war, um den Vogel durchzulassen; dieser wartete, bis der Koch hinausgegangen war, um Wasser zu holen, nahm ein zubereitetes Huhn und brachte es Portiella; um ihren Durst zu stillen, nicht wissend, wie er ihr etwas zu trinken bringen sollte, flog er nach der Speisekammer, wo viele Weintrauben hingen und trug ihr eine schöne Traube zu; dieß that er viele Tage hintereinander.

Unterdessen brachte Portiella einen schönen Knaben zur Welt, den sie unter beständigem Beistande des Vogels auffäugte. Als er aber stark geworden war, rieth die Fee seiner Mutter, das Loch größer zu machen, und so viele Dielen aus dem Boden zu nehmen, als hinreichten, um Miuccio, so hieß der Knabe, durchzulassen; wenn sie dieses nun gethan und ihn an einigen Stricken, die der Vogel herbeibrachte, herabgelassen habe, so solle

sie die Dielen wieder an ihre Stelle legen, damit man nicht sehen könne, woher das Kind käme.

Portiella that, wie der Vogel ihr gesagt hatte, prägte ihrem Sohne ein, niemals zu sagen, woher er käme, noch wessen Kind er sei, und ließ ihn hinab, als der Koch ausgegangen war. Als dieser nun bei seiner Zurückkunft den hübschen Knaben sah, fragte er ihn, wer er sei, woher er käme und was er wolle. Das Kind, der Rathschläge seiner Mutter eingedenk, sagte, es sei ein armer verlassener Knabe und suche einen Herrn. Als sie so mit einander sprachen, kam der Kellermeister herein, und da er sah, daß der kleine Mann so viel Verstand habe, so dachte er, dieser würde einen guten Pagen für den König abgeben. Deshalb führte er ihn in die königlichen Zimmer, und als man ihn so hübsch und so liebenswürdig fand, so nahm ihn der König in seinen Dienst als Page, gewann ihn plötzlich sehr lieb, und ließ ihn in allen ritterlichen Wissenschaften unterrichten, so daß er der vollkommenste junge Mann am Hofe wurde. Der König liebte ihn weit mehr als seinen Stiefsohn, deshalb fing die Königin an, ihn zu hassen und schlecht zu halten; ihr Haß nahm immer mehr zu, je mehr Güte

und Gnade der König dem Miuccio erzeigte. — Sie entschloß sich daher, die Treppen seines Glücks so mit Seife zu beschmieren, daß er von oben bis unten hinabfallen mußte.

Demzufolge sagte sie eines Abends, als der König in guter Laune war, zu ihm: — „Da ist Miuccio, der sich gerühmt hat, Schlösser in der Luft bauen zu können." Der König, theils aus Verwirrung, theils um seiner Gattin zu gefallen, ließ am folgenden Morgen, sobald der Mond, der Schulmeister der Schatten, seinen Schülern einen Feiertag wegen des Festes der Sonne gegeben hatte, Miuccio rufen, und befahl ihm, drei Schlösser in der Luft zu bauen, wie er sich dessen gerühmt habe, sonst solle er selbst einen Tanz in der Luft machen.

Als Miuccio das hörte, ging er auf sein Zimmer und begann bitterlich zu klagen, indem er einsah, wie gläsern die Gunst der Fürsten ist, und wie kurz ihre Gnade währet. Während er nun so weinte und klagte, kam der Vogel zu ihm: „Ich bin im Stande, den Vogel aus dem Feuer zu ziehen. Fasse Muth und fürchte nichts, Miuccio, so lange Du einen solchen Stamm zur Stütze hast." — Darauf befahl er ihm, Pappe und

Leim zu nehmen und drei große Schlösser zu machen; dann ließ er drei Greife kommen, band an jedes Schloß einen und diese flogen nun in die Luft. Miuccio rief dann den König, der mit seinem ganzen Hofe herbeieilte, um das zu sehen. Als er nun Miuccio's Gewandtheit gewahrte, liebte er ihn noch mehr und verschwendete Liebkosungen aus der andern Welt an ihn; das trug aber Schnee zu dem Neide der Königin und Feuer zu ihrem Zorn, da sie sah, daß Nichts ihr gelang; deshalb wachte sie nie bei Tage, ohne daran zu denken, und schlief nie bei Nacht, ohne von etwas zu träumen, das den Dorn in ihrem Auge aus dem Wege räumen könnte.

Endlich kam sie nach einigen Tagen zu dem Könige und sagte: „Mein Gemahl, es ist Zeit, zu unserer Größe und den Freuden vergangener Tage zurückzukehren; da Miuccio erklärt hat, er wolle die Fee blenden und dadurch nun, daß er ihre Augen auszahlte, Euch zu Eurem verlorenen Königreiche wieder verhelfen.“ — Der König, der den wunden Fleck berührt fühlte, rief sogleich dem Miuccio und sagte zu ihm: „Ich bin sehr erstaunt, daß Du, da ich Dich so innig liebe, die Macht gehabt hast, mir zu dem Sitze, von dem ich gestürzt bin, wieder zu

verhelfen, und dennoch so sorglos und unthätig bist, Dich nicht bemühst, mich aus dem Elende, in dem ich jetzt bin, zu erretten, da Du mich doch von einer Stadt auf ein armseliges Schloß und von der Herrschaft über so viele Leute darauf beschränkt siehst, von vier Brod- und Suppenträgern bedient zu werden; wenn Du nun nicht mein Unglück willst, so eile gleich fort und blende die Augen der Fee, die mein Eigenthum inne hat; denn indem Du ihre Läden schließest, öffnest Du das Waarenlager meiner Größe — indem Du ihre Laternen auslöschest, zündest Du die Lampen meiner Ehre an, die jetzt trüb und finster sind.

Als Miuccio diesen Vorschlag hörte, wollte er dem König antworten, er sei schlecht unterrichtet und irre sich; denn er sei kein Rabe, der Augen aushacken oder ein Bohrer, der Löcher bohren könne.

Aber der König erwiederte: „Kein Wort mehr, ich will es haben, und es muß geschehen. Mache Deine Rechnung, damit ich in der Münze meines Gehirns die Bilance fertig habe; in der einen Schaale die Belohnung, wenn Du thust, was ich Dir sage; in der andern die Strafe, wenn Du unterlässest, was ich Dir befehle."

Miuccio, der nicht gegen einen Felsen mit dem Kopfe laufen konnte, und mit einem Manne zu thun hatte, der unglücklicher Weise unter der Herrschaft der Königin stand, ging auf eine Brücke, sich zu beklagen; da kam der Vogel und sagte zu ihm: „Ist es möglich, Miuccio, daß Du Dich immer ins Wasser stürzen willst, um eines Glases Wasser wegen? Wenn ich todt wäre, ja dann könntest Du die Thorheit begehen. Weißt Du nicht, daß ich Dein Leben höher achte, als das meinige? Darum fasse Muth, komm mit mir und Du sollst sehen, was ein Vogel thun kann.“ Darauf flog er fort und ließ sich in einem Walde nieder, wo er zu singen begann; da kam ein ganzer Haufen Vögel um ihn herum, die er fragte, und ihnen versicherte, daß derjenige, der die Hexe ihres Gesichtes beraubte, eine Sauvegarde gegen Habichte und Geyer, und eine Sicherheitskarte gegen Schießgewehre, Armbrüste, Bögen und Leimruthen der Vogelsteller haben solle.

Unter ihnen war eine Schwalbe, die ihr Nest an einem Balken des Palastes gebauet hatte und die Hexe haßte, weil sie jedes Mal, wenn sie ihre verwünschten Beschwörungen angefangen, sie mit den Räucherungen

fortgetrieben hatte; daher, theils aus Rache, theils um die Belohnung zu erhalten, bot sich dieselbe an, den Auftrag auszuführen. Wie der Blitz so schnell, flog sie in die Stadt, und in den Palast kommend, fand sie die Fee auf einem Lager ausgestreckt, bei ihr zwei Jungfrauen, die ihr mit den Fächern Luft zu wehten. Die Schwalbe setzte sich gerade über die Augen der Fee hin, ließ ihren Koth hinein fallen und beraubte jene auf diese Weise des Gesichts. Als nun die Fee Nacht am Mittage sah, so wußte sie, daß durch diese Schließung des Zollhauses die Waaren des Königreiches verloren gingen, stieß das Geschrei einer verdammten Seele aus, ließ das Zepter fahren und eilte, sich in gewissen Höhlen zu verstecken, wo sie, mit dem Kopfe gegen die Wand laufend, ihre Tage endete.

Als die Hexe fort war, sandten die Minister eine Ambassade an den König, ihn zu bitten, wieder zu kommen und sich des Hauses zu erfreuen, da die Blindheit der Hexe diesen glücklichen Tag herbeigeführt habe. Zugleich mit dieser Ambassade kam Miuccio an, der, auf des Vogels Anweisung, zu dem Könige sagte: „Ich habe Euch ehrlich gedient. Die Hexe ist geblendet, das Kö-

nigreich Euer; verdiene ich daher Belohnung, so verlange ich nichts weiter, als daß ich meinem eigenen Schicksale überlassen werde, ohne wieder solchen Gefahren ausgesetzt zu sein."

Der König umarmte ihn mit äußerster Zärtlichkeit, und ließ ihn bei sich niedersetzen. Gott weiß, wie das die Königin kränkte; denn der vielfarbige Bogen, der sich auf ihrem Gesichte zeigte, gab den Sturmwind zu erkennen, den sie in ihrem Herzen gegen den armen Miuccio braute.

Nicht weit von dem Schlosse war ein furchtbarer Drache, der in derselben Geburt mit der Königin geboren war, und als ihr Vater die Astrologen zusammenberief, um diesen Vorfall zu deuten, sagten sie, daß seine Tochter sicher sein würde, so lange der Drache sicher wäre, doch wenn Eines stürbe, so sei das Andere auch genöthigt, zu sterben. — Eine Sache allein könne alsdann die Königin wieder ins Leben zurückbringen, wenn man nämlich ihre Brust, ihren Leib und ihre Nasenlöcher mit dem Blute dieses Drachen salbte.

Die Königin nun, die die Wuth und Stärke des Thieres kannte, faßte den Gedanken, ihm den Miuccio

in den Rachen zu liefern, fest überzeugt, daß es nur einen Bissen aus diesem machen, und er gleich einer Erdbeere im Schlunde eines Bären sein würde. — Deshalb wandte sie sich zu dem Könige und sagte zu ihm: „Ohne Zweifel ist Miuccio der Schatz Deines Hauses, und Du wärst undankbar, wenn Du ihn nicht liebtest, besonders da er den Wunsch geäußert hat, den Drachen zu tödten, der, wiewohl mein Bruder, doch Dein sehr großer Feind ist, und mir ist ein Haar von meinem Gatten lieber, als hundert Brüder."

Der König, der den Drachen tödtlich haßte, und nicht wußte, wie er ihn aus dem Wege räumen solle, rief sogleich den Miuccio und sagte: „Ich weiß, daß Du Allem, wenn Du willst, Fesseln anlegen kannst; deshalb, da Du schon so viel gethan hast, muß Du mir noch eine Freude machen, dann kannst Du gehen, wohin Du willst. — Eile, und tödte den Drachen, Du erzeugst mir einen großen Dienst damit, und sollst eine gute Belohnung dafür haben." — Als Miuccio diese Worte hörte, verlor er beinahe den Verstand und sagte, sobald er wieder im Stande war, ein Wort zu äußern, zu dem Könige: „Ist das nun der Kopfschmerz, wegen

dessen Ihr mich zum Reiben angenommen habt? Ist mein Leben die Milch einer schwarzen Ziege, daß ihr so verschwenderisch damit umgeht? Dieß ist kein Befehl: „Komm, tritt mir auf den Nacken!“ denn es ist ein Drache, der mit seinen Klauen zerreißt, mit seinem Kopfe betäubt, mit seinem Schwanze zerschlägt, mit seinen Zähnen zermalmt, mit seinen Augen vergiftet. Ist das die Sinecure, zu der Ihr mir verhelft, weil ich Euch zum Königreiche verholfen habe? Wer ist die schlechte Seele, die diesen Würfel auf den Tisch gebracht hat? Wer ist der Höllensohn, der Euch auf diese Sprünge gebracht und mit diesen Worten geschwängert hat?

Der König, der so leicht wie eine Blase im Versprechen, aber fester als ein Fels im Halten war, wenn er einmal etwas gesagt hatte, stampfte mit den Füßen und schrie: „Hast gethan, hast gethan, und kannst nun das Letzte nicht; aber kein Wort mehr; bringe mir die Plage aus dem Königreiche, oder ich bringe Dich um's Leben!“ Der unglückliche Miuccio, der da fühlte, daß ihm bald eine Gnade, bald eine Drohung zugefügt, ihm bald das Gesicht gestreichelt, bald ein Schlag in den Nacken

gegeben, daß er bald heiß, bald kalt empfangen wurde, sah ein, wie Hofgunst veränderlich sei, und wünschte, den König gar nicht mehr zu kennen. Da er aber wußte, daß einem mächtigen dummen Manne zu antworten so gut ist, wie einen Löwen an dem Barte zupfen, so ging er fort sein Schicksal verwünschend, das ihn an den Hof geführt hatte, um seine Lebenstage abzukürzen, und setzte sich nieder auf einer Stufe vor der Thüre, mit dem Kopfe zwischen den Knieen, seine Schuhe mit seinen Thränen waschend, und den Boden mit seinen Seufzern erwärmend, als — siehe! — der Vogel ankommt mit einem Kraut im Schnabel, es dem Miuccio in den Schoos wirft und sagt: „Steh' auf Miuccio, und beruhige Dich; Du wirst nicht „Lad' ab den Esel" mit deinen Tagen spielen, sondern „Puff" mit dem Drachen. Nimm dieses Kraut, und wenn Du an die Höhle des verhaßten Thieres kommst, so wirf es hinein; der Drache wird davon so entsetzlich müde werden, daß er sogleich in tiefen Schlaf fällt, dann kannst Du mit einem guten Messer durch Stechen und Schneiden ihm bald den Rest geben. — Drum komme, es wird besser gehen, als Du denkst. — Genug, ich

weiß, was ich vermag, wir haben mehr Zeit, als Geld, und wer Zeit hat, hat Leben.

Als Miuccio das hörte, sprang er auf, versah sich mit einem guten Messer, nahm das Kraut und ging in des Drachen Höhle, die unter einem Berge von solcher Größe war, daß die drei Berge, welche Stufen für die Riesen abgaben, ihm nicht an den Leib reichten. Als er hinkam, warf er das Kraut in die Höhle, augenblicklich bemächtigte sich der Schlaf des Drachen, und Miuccio begann, ihn zurechtzuschneiden.

Während er nun so an der Bestie herumschnitt, fühlte die Königin, daß ihr Herz durchschnitten sei, und da sie einsah, wohin sie sich gebracht, bemerkte sie ihren Irrthum, sich den Tod so wohlfeil gekauft zu haben. Sie rief ihren Gatten, erzählte ihm, was die Astrologen verkündet hatten, wie ihr Leben von dem Drachen abhinge, und sie befürchtete, Miuccio habe ihn bereits getödtet, da sie sich immer schwächer werden fühle. Der König erwiederte: „Wenn Du wußtest, daß das Leben des Drachen der Halt Deines Lebens und die Wurzel Deiner Tage war, warum ließest Du mich dem Miuccio diesen Befehl ertheilen? Wessen Schuld ist es? Du hast

das Böse selbst gethan und mußt es beweinen; Du hast das Glas selbst zerbrochen und mußt es bezahlen."

Die Königin antwortete: „Ich habe nie geglaubt, daß ein simpler Bursche die Kraft und Gewandtheit hätte, ein Thier zu Boden zu werfen, das sich nichts aus einer Armee machte, und meinte, er würde seine Lungen da lassen; da ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht habe, und die Barke meiner Projecte aus ihrer Fahrt gekommen ist, so erzeige mir eine Freude, wenn Du mich liebst. — Wenn ich todt bin, so nimm einen in das Blut des Drachen getauchten Schwamm und salbe alle Extremitäten meines Körpers damit, bevor Du mich begräbst." — „Das ist eine Kleinigkeit gegen die Liebe, die ich zu Dir hege, sagte der König, und reicht das Blut des Drachen nicht hin, so will ich mein eigenes nehmen, um Dich zufrieden zu stellen."

Die Königin wollte ihm danken, aber der Athem ging ihr aus, denn gerade zu derselben Zeit hatte Miuccio dem Drachen das Garaus gemacht.

Er war kaum zu dem Könige gekommen mit der Nachricht, als dieser ihm befahl, zurückzugehen, um Blut von dem Drachen zu holen; da er aber neugierig

war, die von Miuccio's Hand vollbrachte That zu sehen, so folgte er ihm nach. Kaum war Miuccio aus dem Palast, als sich auch schon der Vogel zu ihm gesellte und fragte: „Wo gehst Du hin?" Miuccio antwortete: „Ich gehe, wohin der König mich sendet; denn er läßt mich vorwärts und rückwärts gehen, wie ein Weberschiff, und gestattet mir keine Ruhe." — „Was sollst Du thun?" fragte der Vogel. „Blut vom Drachen holen," erwiederte Miuccio. Darauf sagte der Vogel: „Unglücklicher Jüngling; dieses Drachenblut wird böses Blut für Dich sein, denn es wird Deinen Untergang bereiten; durch dieses Blut wird der böse Ursprung aller Deiner Mühen, der Dich beständig neuen Gefahren preisgiebt, damit Du Dein Leben dabei einbüßest, neu belebt werden, und der König, der sich von einer edeln Schlange bei der Nase herumführen läßt, befiehlt Dir, wie einem Verworfenen, Dein Leben, das aus seinem eigenen königlichen Blute entspringt, das ein reiner Sprößling jener Pflanze ist, auf's Spiel zu setzen. — Der unglückliche Mann kennt Dich aber nicht, wiewohl die große Neigung, die er zu Dir hegt, ein Zeichen der Verwandtschaft ist. — Obendrein sollten die Dienste, die du ihm ge-

leistet hast, und der Vortheil, einen solchen vortrefflichen Erben an Dir zu haben, machen, daß die unglückliche Portiella, Deine Mutter, die schon vierzehn Jahre lang lebendig in dem Kerker begraben ist, wo sie in ihrer Jugendschönheit eingemauert wurde, Gnade vor ihm finde."

Als die Fee so sprach, kam der König, der jedes Wort vernommen hatte, näher, um besser zu hören, und da er fand, daß Miuccio nicht nur der Sohn der Portiella, sondern auch der Seinige sei, und daß Portiella noch in ihrem Kerker lebe, so gab er sogleich den Befehl, sie zu erlösen und zu ihm zu bringen. Als er sie nun schöner als je wiedersah, was sie der Sorgfalt des Vogels verdankte, so konnte er gar nicht aufhören, Mutter und Sohn wechselsweise an sein Herz zu drücken, sie um Verzeihung bittend für die schlechte Behandlung, die sie erlitten hatte und die Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen war. Darauf ließ er Portiella mit den reichsten Gewändern der verstorbenen Königin bekleiden und machte sie zu seinem Weibe. — Da er nun erfahren hatte, daß ihre Erhaltung und die Rettung seines Sohnes aus so vielen Gefahren einzig und allein von der Nahrung, die der Vogel ihr gebracht und dem Rathe, den er ihm gegeben,

herrühre, so bot er ihm seine Staaten und sein Leben an. — Der Vogel aber sagte, er wolle keine andere Belohnung für alle Dienste, als Miuccio zum Gemahl, verwandelte sich bei diesen Worten in eine wunderschöne Jungfrau und wurde, zu des Königs und Portiella's größter Zufriedenheit, Miuccio's Gattin.

Während die todte Königin hinausgeworfen war, erntete das junge Paar Glück haufenweise. Um aber die Festlichkeit größer zu machen, gingen sie in ihr eignes Königreich, wo sie mit Schmerzen erwartet wurden. Jedermann schrieb dieses Glück der Fee zu, wegen der Wohlthat, die Portiella ihr erwiesen hatte; denn, am Schluß der Schlüsse:

„Eine gute That geht nie verloren.“

Der Muhel.

Rabbinisches Mährchen.

Es war einmal ein Mann, der sehr reich, aber über alle Maaßen geizig war, und in seinem ganzen Leben keine gute That gethan hatte, niemals den Armen auch nur einen Heller an Werth gegeben hatte. —

Es trug sich in einer Winternacht zwischen Zwölf und Eins zu, daß ein Mann kam und laut an die Thür des Geizhalses klopfte. Er öffnete das Fenster, sah einen Mann vor der Thüre und fragte ihn, was er wolle. Dieser erwiederte, er wünsche, daß er mit ihm gehe zu einem Dorfe, drei Meilen weit von der Stadt, um einen Knaben zu beschneiden, der am nächsten Morgen acht Tage alt sein würde.

Nun müßt Ihr wissen, daß der Mann, von dem

wir reden, ein Jude und ein Muhel war, d. h. Einer, dessen Amt es ist, die jungen Knaben zu beschneiden. Trotz allem seinem Geiz in Geldgeschäften, war er nicht geizig in seinem Amte, denn er glaubte an das Ende der Welt, und that deshalb diese gute That.

Er willigte daher ein, mit dem Manne zu gehen, zündete ein Feuer an, hängte seine Kleider davor, und legte die Instrumente, deren er zu der Ceremonie bedurfte, bereit. Darauf ging er fort mit dem Fremden, den er gar nicht kannte, obgleich es Winter, dunkel und regnicht war, sie wanderten vorwärts durch die Wildniß; — der unglückliche Muhel, der den Weg in der Wildniß und im Dunkel nicht kannte, fiel dann und wann über die Steine im Wege; sie gingen aber immer vorwärts, bis sie an einen großen und hohen Berg mitten in der Wildniß kamen, wo nie Leute durchreisen und nie Leute zu sehen sind, nur dunkle, dunkle Berge, die Alle, welche sie anschauen, mit Schrecken erfüllen.

Der Mann, der mit dem Muhel kam, legte nun die Hand auf einen großen Stein im Berge, so groß, daß fünfhundert Menschen ihn weder wegbringen noch aufheben konnten; er hob ihn aber mit einer Hand auf. —

Der Platz öffnete sich und sie stiegen beide hinab. — Es waren viele Stufen da, und es ging sehr tief in die Erde hinein und unten war eine große Stadt.

Sie traten in einen großen und schönen Palast, der schöne Gärten hatte, wo viel Licht, Musik und großer Tanz von Männern und Frauen. Als sie den Muhel sich nähern sahen, lachten sie und verspotteten ihn, der arme Muhel aber war sehr erstaunt über Alles was er sah, und fing an, als er es so anschaute, es in Betrachtung zu ziehen, und darüber nachzudenken; dann sah er, wie es nicht menschliche Wesen gleich uns waren und große Furcht kam über ihn; er konnte aber nicht herauskommen oder sich retten, deßhalb bezwang er sich und blieb ruhig.

Der Mann, der ihn dahin gebracht hatte, war Einer von den Anführern, und ein vornehmer Mann unter ihnen. Er brachte ihn in das Zimmer einer Frau, die in Wochen lag, damit er das Kind sehen solle. — Der Mann ging darauf fort und ließ ihn mit der Frau allein. Diese aber seufzte sehr tief und fing an zu weinen. Der Muhel fragte sie, was ihr fehle? Da antwortete sie ihm: „Weißt Du nicht, wo und bei wem Du bist?“ —

Er erwiederte, daß er das nicht wisse und nicht gewagt habe zu fragen. — Sie erklärte ihm nun: „Du bist im Lande der Mazikin, und alle diese Leute sind Mazikin, ich bin aber ein Mensch wie Du: denn einmal, als ich noch klein war, war ich allein an einem dunklen Ort und diese Leute fingen mich und brachten mich hieher; ich heirathete jenen Mann, der Einer der Vornehmen unter ihnen ist, und obendrein ein Jude, denn es giebt verschiedene Religionen unter ihnen; ich bin auch eine Jüdin; und als ich dieses Kind gebar, sprach ich mit meinem Manne und bat ihn, einen Muhel zu schaffen, der es beschnitte; so brachte er Dich hieher. Du bist aber jetzt hier in großer Gefahr; denn Du wirst nie im Stande sein herauszukommen, und wirst wie sie werden. Da ich aber Mitleid mit Dir habe und besonders, weil Du aus Gutherzigkeit hergekommen bist, das Kind zu beschneiden, so will ich Dir einen nützlichen Rath geben; nämlich, wenn sie Dich einladen zu essen oder zu trinken, rühre nichts an; denn wenn Du etwas von ihren Sachen genießest, wirst Du wie sie werden, und für immer hier bleiben müssen.“

Der Gatte trat jetzt ein und sie gingen in die Ver=

sammlung, um das Morgengebet zu sprechen. Dann kehrten sie wieder nach dem Hause zurück, um die Beschneidung vorzunehmen. Der Muhel nahm einen Becher mit Wein und ließ die Frau, das Kind und alle Anwesende davon kosten; denn das ist so Sitte. — Der Mann aber, der den Muhel geholt hatte, sagte: „Du mußt auch kosten.“ Der Muhel erwiederte, das könne er nicht, denn er habe einen bösen Traum gehabt und müsse fasten; dadurch entging er ihm. Er wartete aber bis zum Abend, dann brachten sie ihm Speise und Trank; er erwiederte indessen, er könne nicht eher essen, als bis er zwei oder drei Tage gefastet habe.

Als der Mann, der ihn hingebracht hatte, sah, daß er weder essen noch trinken wollte, so hatte er Mitleid mit ihm und sagte zu ihm: „Was ist mit Dir, warum willst Du weder essen noch trinken.“ — „Herr, entgegnete der Muhel, ich verlange und wünsche weiter nichts: als heim zu meiner Familie gehen zu können, denn diese Woche feiern wir ein Fest, und ich muß bei den Meinen sein; deßhalb bitte ich Euch demüthig, bringt mich zu Hause.“ — Er bat und beschwor ihn sehr ernstlich darum und die Frau stimmte mit ein.

Der Mann sagte nun zu ihm: „Da Du zu Hause zu gehen wünschest, so komm mit mir; ich will Dir ein Geschenk für Deine Mühe geben. Komm, damit Du sehen und nehmen kannst, was Dir gut dünkt. — Der Muhel antwortete: „Ich wünsche nichts. Ich bin, Gott sei Dank! reich; ich brauche nichts — als zu den Meinen zurückzukehren.“ — „Demungeachtet, sagte der Mann, komm mit mir, ich will Dir merkwürdige Sachen zeigen, wie Du sie noch nie gesehen hast.“ —

Er ließ sich überreden, und ging mit ihm. Jener zeigte ihm mehrere Zimmer voll Silber, Gold und Diamanten, Edelsteine aller Arten, und eine Menge anderer kostbarer Dinge, wie er sie noch nie gesehen hatte.

Darauf führte er ihn aus einem Zimmer in das andere und fragte ihn beständig, ob er nicht etwas davon zu haben wünsche; wäre das der Fall, so möchte er es nur nehmen. Endlich kamen sie in das letzte Zimmer, wo nur Schlüsselbunde hingen. Der Muhel schlug erstaunt die Augen auf über so viele Schlüssel und gewahrte sein eigenes Bund Schlüssel. Er sann tief darüber nach, und der Mann fragte ihn: „Was starrest Du so; ich habe Dir eine Menge kostbarer Sachen gezeigt, und Du

hast nicht so viel Aufmerksamkeit darauf verwandt, als auf diese alten Schlüssel von geringem Werthe." — „Zürne nicht, Herr," erwiederte der Muhel, aber diese Schlüssel gleichen den meinigen so und ich glaube, es sind dieselben."

Er nahm die Schlüssel, untersuchte sie und zeigte dem Manne jeden Schlüssel besonders. Endlich sagte dieser zu ihm: „Du hast Recht, es sind Deine Schlüssel. Wisse, daß ich der Herr bin über die Herzen der Menschen, die niemals Gutes thun; und da Du diese gute That der Beschneidung vollziehst, und Dein Leben auf gefährlichen Reisen wagst und mit Leuten jeder Art gehst, um Gottes Gebot zu erfüllen, so nimm hier die Schlüssel. Von nun an wird Dein Herz geöffnet sein, und gut gegen den Armen und Du wirst lange und glücklich mit den Deinen leben. Komm nun mit mir, ich will Dich zu den Deinen bringen. Schließe Deine Augen."

Er schloß die Augen und befand sich augenblicklich bei den Seinigen. — Er begann nun Geld an alle Armen im Lande wöchentlich und monatlich zu vertheilen. Die Welt ist aber immer begierig, Neues zu

hören und die Leute, ja selbst sein eigenes Weib, drangen so lange in ihn, bis er ihnen Alles von Anfang bis Ende erzählte, und die ganze Welt freute sich sehr darüber; sie thaten den Armen viel Gutes und wurden Alle reich und glücklich. Und der Muhel lebte eine lange und glückliche Zeit mit den Seinen; ein Muster und Vorbild für alle Welt.

Gagliuso.

Neapolitanisches Mährchen.

Es war einmal in der Stadt Neapel ein alter, armer, armer Mann. Er war so elend, so runzlicht, so eingeschrumpft, und hatte nicht einen einzigen Lumpen, seine Blöße zu bedecken, so daß er umherging, nackt wie eine Fliege.

Da er nun nahe daran war, die Säcke dieses Lebens abzuschütteln, so rief er seine Söhne, Oratiello und Pippo, und sagte zu ihnen: „Ich werde jetzt vor den Rechnungsführer gerufen, um die Schuld, die die Natur an mich zu fordern hat, zu bezahlen, und glaubt mir, wenn Ihr Christen seid, daß es mir großes Vergnügen machen würde, diesen Elendshaufen, diese Wehschlucht zu verlassen, ließe ich Euch nicht zurück, ein Paar

erbärmlicher Gesellen, so dick wie St. Clara auf den fünf Straßen von Melito, ohne einen einzigen Stich an Euch, so rein wie ein Barbierbecken, so glatt wie die Oberfläche eines Springbrunnens, so trocken wie ein Pflaumenstein; die Ihr nicht so viel habt, um eine Fliege zu fangen; und lieft Ihr hundert Meilen, nicht ein Staubkörnchen würde Euch entfallen, da mein Unstern mich hinsetzte, wo nichts Gutes zu bekommen war, und daß sie mich gerade wie ich bin, in den Büchern eintragen; denn ich habe immer mich beholfen und bestrebt, und bin ohne Licht zu Bette gegangen. — Demungeachtet will ich aber doch, da ich nun sterben muß, Euch Zeichen meiner Liebe hinterlassen. Darum nimm Du, Oratiello, mein Erstgeborner, das Sieb, das an der Mauer hängt, damit kannst Du Dir Dein Brod erwerben; und Du, der Du der Jüngste bist, nimm die Katze und erinnre Dich Deines Papa's." — Als er das gesagt hatte, fing er an zu winseln, und nach einer Weile sprach er: „Gott sei mit Euch! es wird Nacht."

Oratiello ließ den Vater durch die Armenpfleger begraben, nahm das Sieb und siebte hier und dort herum, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, jemehr er siebte,

desto mehr verdiente er. Pippo, die Katze nehmend, rief: „Nun seh mir Einer, welches hübsche Vermächtniß mir der Vater hinterlassen hat. Ich bin kaum im Stande mir selbst durchzuhelfen, und muß nun für Zwei sorgen. — Was nützt mir die erbärmliche Erbschaft? ich bin überzeugt, daß ich ohne dieselbe viel weiter käme.“

Die Katze, die dieses Selbstgespräch anhörte, sagte zu ihm: „Du quälst Dich ohne Grund; Du hast mehr Glück als Verstand, aber Du kennst Dein Glück nicht; ich bin im Stande, Dich reich zu machen, wenn ich darauf ausgehe.“ Als Pippo das vernahm, bedankte er sich bei der Katze, streichelte ihr drei oder vier Mal den Rücken und empfahl sich ihr auf das Wärmste.

Die Katze hatte nun Mitleid mit dem unglücklichen Gagliuso, und jeden Morgen, wenn die Sonne mit dem Lichtköder die goldene Angel auswarf und nach dem Schatten der Nacht fischte, begab sie sie entweder an das Ufer von Chiaja oder nach dem Fischfelsen (Petra de lo Pesce) und einen guten Steinbutt oder einen andern feinen Fisch fangend, sackte sich ihn ein, brachte ihn zu dem Könige und sagte: „Mein Gebieter, Herr von

Gagliuso, Eurer Hoheit unterthänigster Sclave, sendet Euch ehrfurchtsvoll diesen Fisch und spricht: Für einen so großen Herrn ein kleines Geschenk."

Der König erwiederte mit freudigem Antlitz, wie er es immer denen zu zeigen pflegte, die ihm etwas brachten: „Sage diesem Herrn, den ich nicht kenne, ich lasse ihm herzlich danken."

Ein anderes Mal lief die Katze dahin, wo man Vögel jagte in Sümpfen oder Feldern, und wenn die Jäger ein Rebhuhn oder eine Schnepfe heruntergebracht hatten, so raffte sie's auf und brachte es dem Könige mit derselben Botschaft. Dieß that sie so lange, bis er eines Morgens zu ihr sagte: „Ich fühle mich diesem Lord Gagliuso so verbunden, daß ich lebhaft wünsche, seine Bekanntschaft zu machen, um ihm die vielen Höflichkeiten zu erwiedern." — Darauf antwortete die Katze: „Herr von Gagliuso wünscht sehnlichst, sein Leben und sein Blut für Eurer Hoheit Krone zu wagen, und wird ohnfehlbar morgen früh, sobald die Sonne die Stoppeln des Luftfeldes angezündet hat, kommen, Euch seine Aufwartung zu machen."

Am nächsten Morgen ging die Katze wiederum zum

Könige und sagte: „Majestät! Herr von Gagliuso läßt sich entschuldigen; seine Kämmerlinge sind heute Nacht davon gelaufen und haben ihm nicht einmal ein Hemd gelassen.“ Als der König das hörte, ließ er sogleich eine Menge Kleider und Wäsche aus seiner Garderobe nehmen und sandte sie dem Gagliuso. Ehe zwei Stunden vergingen, begab sich dieser, von der Katze begleitet, nach dem Palaste, wo er eine Menge Complimente vom Könige empfing, der ihn an seiner Seite sitzen ließ und ihn so prächtig tractirte, daß Ihr Euch darüber wundern würdet.

Während sie aßen, wandte sich Gagliuso von Zeit zu Zeit zu der Katze und sagte zu ihr: „Mein Schätzchen, laß diese vier Finger Dir empfohlen sein, damit sie nicht auf den unrechten Weg kommen,“ und die Katze pflegte zu antworten: „Seid ruhig, seid ruhig, sprecht nicht von solchen erbärmlichen Dingen.“ — Da der König zu wissen wünschte, wovon die Rede sei, so antwortete die Katze, daß er eine kleine Citrone verlange, und der König ließ sogleich einen ganzen Korb voll aus dem Garten holen. — Gagliuso fing wieder von Neuem so an und die Katze hieß ihn wieder schweigen, der König

fragte wieder, wovon die Rede sei, und die Katze hatte eine andere Entschuldigung für Gagliuso's Unwissenheit bei der Hand.

Nachdem sie nun eine gute Weile gegessen und geplaudert hatten, beurlaubte sich Gagliuso und die Katze blieb bei dem Könige, die Vorzüge, den Verstand und den Geist Gagliuso's, vor Allem aber seine großen Reichthümer in den römischen und lombardischen Ebenen, die ihn wohl berechtigten, in eine Königsfamilie hinein zu heirathen, über die Maaßen zu preisen. — Der König fragte, wie hoch sich wohl sein Vermögen beliefe, und die Katze erwiederte, Niemand könne die Mobilien, Immobilien und das Hausgeräthe dieses ungeheuer reichen Mannes, der selber nicht wisse, was er besäße, zählen. Wünsche aber der König Erkundigungen darüber einzuziehen, so möge er nur Leute mit ihr aus dem Königreiche senden, und sie würde ihm beweisen, daß ihr Herr, was den Reichthum beträfe, in der ganzen Welt seines Gleichen suche.

Der König rief einige zuverlässige Leute und trug ihnen auf, die Sache genau zu erforschen. Diese folgten der Katze, welche, sobald sie über die Grenze des

Königreiches war, von Zeit zu Zeit, unter dem Vorwande, Erfrischungen zu besorgen, vorauszulaufen pflegte. Wo sie nun eine Heerde Schaafe, Kühe, Pferde oder Ferkel antraf, rief sie dem Hirten und den Hirtenjungen zu: „Nehmt Euch in Acht! es kommt ein Trupp Räuber, um Alles fortzuschleppen. Wünscht Ihr Euch nun der Wuth derselben zu entziehen und Euer Besitzthum verschont zu sehen, so sagt, es gehöre dem Herrn von Gagliuso, und kein Haar wird Euch gekrümmt werden."

Dasselbe sagte sie auf allen Meierhöfen, die sie unterwegs antraf, so daß des Königs Leute, wohin sie auch kamen, überall die Geige gestimmt fanden; denn Alles gehörte dem Herrn von Gagliuso. — Am Ende wurden sie des Fragens überdrüssig, gingen deshalb zurück zu dem Könige und erzählten ihm Berge und Seen von den Reichthümern des Herrn von Gagliuso. — Als dieser es hörte, versprach er der Katze ein gutes Trinkgeld, wenn sie die Heirath zu Stande brächte. Der Katze, die den Kuppler zwischen ihnen spielte, gelang es auch endlich, die Sache in Richtigkeit zu bringen. Gagliuso kam und der König gab ihm seine Tochter und eine reiche Mitgift.

Am Ende des Festmonates wünschte Gagliuso seine Frau auf seine Güter zu führen. Der König begleitete ihn bis an die Grenze und er ging nach der Lombardei, wo er auf den Rath der Katze Güter kaufte und ein Baron wurde.

Als Gagliuso sich nun so außerordentlich reich sah, dankte er der Katze über allen Ausdruck, und sagte, daß er ihren guten Diensten sein Leben und seine Größe verdanke; und daß die Gescheidtheit einer Katze mehr für ihn gethan habe, als die Geschicklichkeit seines Vaters. Sie könne, fuhr er fort, mit seinem Leben und seinem Eigenthum schalten und walten, wie ihr gefalle, und er verspräche ihr, daß, wenn sie stürbe, was aber nach seinem Wunsche erst in hundert Jahren geschehen möge, so wolle er sie einbalsamiren, in einen goldenen Sarg legen und auf sein Zimmer bringen lassen, damit ihm ihr Andenken beständig vor den Augen sei.

Die Katze hörte diese verschwenderischen Versprechungen und stellte sich in den nächsten Tagen todt, indem sie sich der Länge nach im Garten ausstreckte. Gagliuso's Frau gewahrte es und rief: „Welch ein Unglück, die Katze ist todt, mein Gemahl!" „Sterbe der Teufel mit

ihr,“ sagte Gagliuso, „besser sie, als wir.“ — „Was sollen wir mit ihr anfangen?“ fragte die Frau. — „Nimm sie bei den Beinen und wirf sie fort,“ sagte er.

Die Katze, die diese böse Antwort hörte, als sie sie am Wenigsten vermuthete, rief: — „Das ist wohl die Belohnung dafür, daß ich die Fliege von Euch abgewehrt habe? das ist wohl der Dank, daß ich Euch von Lumpen befreit habe? das ist die Vergeltung, daß ich Euch schön kleidete und fütterte, als Ihr ein armer, verhungerter, erbärmlicher schlotterhosiger Schuft war't?“

„Das kommt davon, wenn man einem Esel den Kopf wäscht. Verflucht sei Alles, was ich für Euch that, Ihr seid nicht werth, daß ich Euch in's Gesicht speie. — Einen schönen goldenen Sarg habt Ihr mir machen lassen; ein schönes Leichenbegängniß wolltet Ihr mir ausrichten! Geht nur! dienen, arbeiten, sich abquälen, schwitzen, um solchen Lohn dafür zu haben! — Wehe dem, der eine gute That in Hoffnung auf Vergeltung thut. Wie richtig sagt nicht der Philosoph — wer als ein Esel schlafen geht, steht als ein Esel wieder auf. — Wer am Meisten thut, hat am Wenigsten zu

erwarten. Aber gute Worte und schlechte Thaten täuschen sowohl Weise als Narren."

Als sie dieses sagte, schlug sie ihren Mantel um sich und machte sich auf den Weg; was Gagliuso ihr auch sagen mochte mit der äußersten Demuth, nichts war im Stande sie zu besänftigen. Sie wollte nicht umkehren, sondern rannte immer weiter, ohne sich umzusehen und rief:

„Gott behüte Euch vor einem arm gewordenen Reichen, und vor einem reich gewordenen Armen."

Eliduc.

Altfranzösische Sage.

Es lebte einst in Bretagne ein tapferer, liebenswürdiger und stattlicher Ritter, Namens Eliduc, der seines Gleichen nicht im Lande hatte. Er war mit einer edelbürtigen, eben so weisen, als liebenswürdigen Gattin, die ihn ganz glücklich machte, vermählt. Sie liebten sich sehr, wie wohl sie schon lange mit einander verheirathet waren. Da traf es sich aber, daß der Krieg ausbrach und Eliduc sich genöthigt sah, in fremde Lande in den Kampf zu ziehen. Er machte daselbst die Bekanntschaft einer Jungfrau von seltener Schönheit, Guillardoa genannt, welche die Tochter eines Königs und einer Königin war. Ich will Euch nun offen die Begebenheit erzählen, welche den Stoff zu dieser Sage geliefert hat.

Eliduc's Fürst war einer der Könige von Klein-Bretagne; er liebte den Ritter sehr wegen der vielen ihm von demselben geleisteten Dienste. So oft er verreiste, übernahm Eliduc den Befehl über die Ländereien, welche er weise verwaltete; aber ungeachtet dieser großen Vorzüge hatte er doch manchen Verdruß. Zwar hatte er das Jagdrecht in den Wäldern seines Herrn, und man würde keinen Förster gefunden haben, der kühn genug gewesen wäre, es ihm zu verweigern oder zu murren, wenn er sich dessen bediente; aber seine Neider machten dem König falsche Berichte und dieser entzweite sich mit seinem Günstling. Eliduc, dessen Gunst den Haß der Hofleute angeregt hatte, wurde ohne hinreichende Gründe angeklagt und seiner Dienste entlassen.

Umsonst bat er den König, ihm eine besondere Unterredung zur Darlegung seiner Schuldlosigkeit zu gestatten; der Fürst gab ihm keine Antwort, und da der Ritter sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren, faßte er den Entschluß, den Hof zu verlassen und nach Hause zu gehen. Gleich nach seiner Ankunft sandte er zu seinen Freunden und sagte ihnen, daß er die Gründe seines Herrn, ihm übel zu wollen, nicht auffinden könne,

zumal da er ihm treu gedient habe. Ich war weit entfernt (fuhr er fort), eine solche Behandlung zu erwarten, aber meine Lage beweist hinreichend, daß man nie auf die Dankbarkeit seines Fürsten rechnen solle; der Lehnsmann ist diesem Treue, so wie seinem Nachbar Freundschaftsdienste schuldig.

Der Ritter machte nun seinen Freunden bekannt, daß er sich in das Königreich Logres begeben wolle, daß seine Gattin während seiner Abwesenheit das Land verwalten würde, und daß er sie, die Freunde, bäte, ihr nach Kräften beizustehen. Eliduc's Freunde waren über seine Abreise sehr betrübt; er nahm zehn Ritter mit sich. Seine Frau begleitete ihn eine Strecke Weges, und ihre Trennung war sehr schmerzlich. Er versprach ihr, sie nie zu vergessen und sie immer zu lieben.

Er kam nach einem Seehafen, wo er sich einschiffte. Bald darauf landete er in Totenois, einem von mehrern Fürsten, die sich unter einander befehdeten, regierten Lande. Nach Excestea zu in dieser Gegend wohnte ein sehr mächtiger Fürst, der aber ein alter, schwächlicher Mann war und keinen männlichen Erben hatte. Er besaß aber eine erwachsene Tochter, um derentwillen ein

Fürst, sein Nachbar, weil er sie ihm nicht hatte zur Frau geben wollen, ihn bekriegte und oftmals sein Land verwüstete. Die Jungfrau hatte sich in ein Schloß zurückgezogen, welches so stark befestigt war, daß die sie vertheidigenden Ritter weder einen Ueberfall, noch sonst irgend einen Angriff zu befürchten hatten. Als Eliduc davon hörte, wollte er nicht weiter gehen, sondern blieb in dem Lande. Er untersuchte, welcher Fürst am meisten gelitten habe durch die Verwüstungen und Einfälle, um ihm seine Dienste anzubieten und in seinen Sold zu treten. Dies war der Vater der Jungfrau. Unser Ritter sandte ihm seine Boten und ließ ihm sagen, daß er sein Vaterland verlassen habe, um zu ihm zu kommen. Wenn er ihn nebst seinen Rittern behalten wolle, so solle er ihm einen Geleitsbrief senden. Der König nahm die Boten vortrefflich auf und befahl seinem Connetable, große Sorge für die Neuangekommenen zu tragen, damit es ihnen an Nichts fehle, so wie darüber zu wachen, daß das Geld, dessen sie bedürftig sein könnten, ihnen sogleich ausgezahlt werde. Der Geleitsbrief wurde unterzeichnet und sogleich an Eliduc abgefertigt, der sich dagegen beeilte, so schnell wie möglich einzutreffen.

Der König empfing den Ritter aufs Huldreichste und überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeugungen. Er wurde zu einem der guten Bürger der Stadt, welcher ihm sein bestes Zimmer abtrat, ins Quartier gelegt. Eliduc lebte sehr anständig und lud alle armen Ritter ein, bei ihm zu speisen. Er verbot seinen Leuten bei strenger Ahndung, während der ersten vierzig Tage irgend etwas, weder Geld, noch Lebensmittel, zu verlangen. Am dritten Tage nach seiner Ankunft erhob sich in der Stadt das Geschrei, daß der Feind nahe, sich über das flache Land verbreitet habe und die Stadt angreifen wolle. Sobald Eliduc das Geschrei der betäubten Menge gehört hatte, wartete er nicht länger, sondern bewaffnete sich nebst seinen Gefährten. Es gab nur vierzehn streitbare Ritter in der Stadt; die andern waren verwundet oder gefangen. Eliduc zog, ohne Aufforderung zu erwarten, aus dem Thore. Herr, sagten seine Begleiter, wo Ihr hinzieht, da ziehen wir hin, und was Ihr thut, das werden wir thun. — Habt Dank! erwiederte er. Kann mir Keiner einen gefährlichen Paß zeigen, von wo aus man dem Feinde großen Schaden zufügen kann? Ich bin nicht der Meinung, daß wir ihn hier erwarten, der Ort

scheint mir nicht gut, und wenig Ehre würde sich davon tragen lassen. Sie erwiederten ihm: Nahe bei diesem Gehölz ist ein Fußsteig dicht bei einem sehr engen Wege, welcher dem Feinde, wenn er geschlagen wird, zum Rückzuge dient. Von dort aus ließe sich wohl ein großer Vortheil erringen. — Meine Freunde, erwiederte Eliduc, das will reiflich überlegt sein. Ihr seid alle Leute des Königs und müßt ihm treu dienen. Versprecht, mir zu folgen und zu thun, was ich thun werde, und ich verspreche, daß Euch nicht Böses widerfahren soll, und daß ich dem König werde auf eine nützliche Weise dienen können. Die Ritter verbargen sich in dem Gehölze nahe bei der Heerstraße und erwarteten die Ankunft des Feindes. Eliduc zeigte ihnen die Art des Angriffs. Als sie die engste Stelle erreicht hatten, läßt er das Feldgeschrei erschallen und empfiehlt seinen Gefährten, nach ihrer gegenseitigen Uebereinkunft zu handeln. Der Feind, der schlecht postirt war, zeigt sich, und wird durch die gegen ihn genommenen Maßregeln so überrascht, daß er sich zurückzieht und sein Connetable, so wie vier und funfzig Andere gefangen genommen und den Knappen übergeben werden. Ich rede gar nicht von den erbeute-

ten Pferden, Waffen und Gepäck. Die Sieger kehrten froh, mit großer Beute beladen, zurück.

Unterdessen hatte der König einen hohen Thurm bestiegen und war in großer Furcht, daß er seine Krieger verloren habe. Er beklagte sich über Eliduc, den er in Verdacht hatte, ihm treulos geworden zu sein. Da sieht er plötzlich eine große Menge nahen. Da aber der Haufen, der auf die Stadt zuritt, weit zahlreicher war, als der, der dieselbe verlassen hatte, so erkannte der König ihn nicht, sondern befahl vielmehr in seinem Zweifel, die Thore zu schließen und die Wälle zu besetzen, um sich gegen die Ankommenden vertheidigen zu können. Diese Befehle waren glücklicher Weise unnütz. Ein auf Kundschaft ausgesandter Knappe brachte die Nachricht von dem Siege und erzählte, wie Eliduc allein noch, außer dem Connetable, neun und zwanzig Ritter zu Gefangenen gemacht habe, ohne die Todten und Verwundeten zu rechnen. Der König, über diese Kunde höchlichst erfreut, verläßt sogleich den Thurm, geht dem Eliduc entgegen, wünscht ihm Glück zu seinem Siege und überläßt ihm die Gefangenen, um Lösegeld von ihnen zu ziehen. Eliduc vertheilte alle seine Beute an seine Waffengefährten und

schenkte ihnen auch das, was ihm zu kam. Er nahm nur drei gefangene Ritter, deren Tapferkeit während des Kampfes ihm viel zu schaffen gemacht hatte, für sich. Der König behielt den Eliduc mit seinen Waffengefährten noch ein Jahr bei sich und machte ihn dann zum Statthalter über alle seine Länder.

Eliduc vereinte mit Großmuth, ritterlichem Sinn und Klugheit noch hohe Schönheit. Die Tochter des Königs, die von seinen Heldenthaten hatte reden hören, schickte einen ihrer Kämmerer zu ihm, um ihn einzuladen, sie zu besuchen und ihr von seinen kriegerischen Leistungen zu erzählen; sie ließ ihm zu gleicher Zeit ihre Verwunderung darüber, daß er ihr noch nicht aufgewartet habe, zu erkennen geben. Eliduc erwiedert: daß er sich, nach dem Willen der Princessin, bei ihr einfinden werde. Er besteigt sein gutes Pferd und kommt, nur von einem Ritter begleitet, bei der Dame an. Ehe er eintritt, bittet er den Kämmerer, sie von seiner Gegenwart zu unterrichten. Dieser bringt ihm mit freudigem Antlitz die Nachricht, daß er mit Ungeduld erwartet werde. — Bescheiden stellt sich Eliduc der schönen Dame Guillardoa vor und dankt ihr, nach ihm gefragt zu haben.

Er wird sehr gut von ihr aufgenommen. Sie faßt ihn bei der Hand und führt ihn an ihr Lager, auf welches sie ihn bittet, sich neben ihr hinzusetzen. — Nachdem sie von diesem und jenem mit ihm gesprochen hatte, betrachtete die Dame sehr aufmerksam die Gestalt, das Antlitz und Wesen des Ritters, und findet Alles ohne Tadel. Amor schießt ihr einen Pfeil in das Herz und zwingt sie, ihn zu lieben; sie erbleicht, seufzt und wagt nicht, ihre Leiden einzugestehen, aus Furcht, die Achtung ihres Siegers zu verlieren. Eliduc beurlaubte sich darauf von der Schönen, welche sehnlichst wünschte, ihn zurückzuhalten, und kehrte nachdenkend in seine Wohnung zurück. Mit Freuden gedachte er der Seufzer der Prinzessin und bereute es sehr, sie nicht öfter während seines Aufenthalts in ihrem Lande gesehen zu haben. Dann tadelt er sich, indem er sich seiner Frau erinnert, der er gelobt hat, ihr treu zu bleiben. Aber die Schöne will ihren Liebsten aus ihm machen. Nie traf sie einen Ritter, der mehr ihre Freundschaft verdiente; sie beschließt, alles Mögliche zu thun, um ihn sich zu erhalten.

Unter diesen Gedanken verstrich die Nacht. Die Prinzessin war ihrerseits nicht im Stande, ein Auge zu

schließen. Sie steht frühzeitig auf, ruft ihren Kämmerer, und ihn in eine Fensterbrüstung führend, theilt sie ihm den Zustand ihres Herzens mit. Ich muß es gestehen, sagte sie, ich bin sehr unglücklich und weiß nicht, was ich thun soll. Ich liebe den Ritter so sehr, daß ich weder Schlaf noch Ruhe habe. Wenn er mich wahrhaft lieben und mir sein Herz schenken will, so wird es mein Glück ausmachen, ihm zu gefallen. Welche glückliche Zukunft würde ihm übrigens dadurch werden; er wird König dieses Landes sein, das er weise regieren wird. Wenn er mich aber nicht liebte, ach! so würde ich vor Schmerz sterben. — Als die Prinzessin ihre Klagen beendigt hatte, gab ihr der Kämmerer einen sehr weisen Rath. Dame, hub er an, weil Sie den Ritter lieben, so machen Sie sich erst sicher, daß er Ihre Gefühle theilt. Senden Sie ihm eine Schärpe, ein Band und einen Ring; ist ihm das angenehm und empfängt er es freudig, so sind Sie seiner Liebe gewiß; es giebt keinen Herrscher unter dem Himmel, den Ihre Zuneigung nicht glücklich machen würde. Als die Dame dieses hörte, fragte sie: Wie soll ich aber die Gewißheit seiner Liebe erlangen? Ich habe nie von einem Ritter gehört, der

nicht gern etwas annähme, gleich viel, ob er liebt oder haßt. Wie unglücklich wäre ich, wenn er sich über mich lustig machte. Warum giebt es nicht sichere Zeichen, um im menschlichen Herzen lesen zu können? Geht, mein Freund, und bereitet Euch. — Dame, ich bin bereit. — Ihr werdet tausendmal den Ritter von mir grüßen und ihm diesen Ring und meinen Gürtel übergeben. — Der Kämmerer geht fort und wenig fehlt, daß ihn die Prinzessin nicht zurückruft; aber sie läßt ihn gehen und ist trostlos bis zu seiner Zurückkunft. Wie unglücklich, ruft sie aus, bin ich, daß mein Herz für einen Mann aus fremdem Lande eingenommen ist; ich weiß nicht, ob er von hoher Abkunft ist und ob er nicht bald wieder fort reist. Dann werde ich als eine Trauernde zurückbleiben. Ich habe thöricht gehandelt. Ich sprach ihn gestern zum erstenmal und heute verlange ich schon seine Liebe. Ohne Zweifel wird er mich tadeln. Nein, er ist ritterlich gesinnt und tapfer und wird mir ohne Zweifel Dank wissen. Will er mich aber nicht anhören, so betrachte ich mich als das unglücklichste Weib und werde in meinem ganzen Leben nicht wieder vergnügt sein.

Während nun die Prinzessin also klagte, beeilte sich

der Kämmerer, ihren Auftrag auszurichten. Er kommt bei Eliduc an, grüßt ihn von seiner Herrin und überreicht ihm die Schärpe und den Ring, die er ihm von Seiten seiner Dame geben soll. Der Ritter dankt ihm, steckt den Ring an den Finger und bindet sich die Schärpe um. Weiter sagt er nichts, bietet aber dem Kämmerer Geld; dieser bedankt sich und kehrt zu seiner Gebieterin zurück, um ihr den Erfolg seiner Botschaft zu melden. Er findet sie auf ihrem Zimmer. Nun, sagte sie, verbergt mir nichts; will Eliduc meine Liebe theilen? — Ich glaube es wohl, Dame; ich halte den Ritter für zu aufrichtig und wacker, als daß er Euch betrügen sollte. Als ich zu ihm kam, grüßte ich ihn in Eurem Namen und übergab ihm Euer Geschenk. Er steckte sogleich den Ring an den Finger und gürtete sich mit der Schärpe; darauf habe ich ihn verlassen. — Vielleicht bin ich geopfert! Schien er zufrieden zu sein? — Dame, ich weiß es nicht; hätte er aber Eure Bitte verworfen, so hätte er auch Eure Geschenke ausgeschlagen. — Du erlaubst Dir, einen Scherz daraus zu machen, ich bin aber beinahe überzeugt, daß er den Gefühlen, die ich für ihn hege, keinen Glauben schenkt. Ich habe ihm dadurch

doch nichts Böses erzeigt, daß ich ihn herzlich liebe. Wenn er mich hassen könnte, so würde ich vor Gram sterben. Bis er zu mir kommt, will ich ihm nichts, weder durch Dich, noch durch Andere, senden. Ich will ihm die Stärke meiner Liebe zeigen, doch weiß ich nicht, ob er lange bei uns bleibt. — Dame, ich weiß, daß er dem König geschworen hat, ein Jahr bei uns zu verweilen; Ihr könnt Euch also nach Bequemlichkeit sehen und sprechen. — Als die Prinzessin erfuhr, daß ihr Geliebter bleiben würde, freute sie sich darüber. — Eliduc litt seinerseits sehr seit dem Augenblicke, in welchem er die Jungfrau, in die er sich sehr verliebte, gesehen hatte. Es gab von nun an keine Freude mehr für ihn; er dachte immer an Guillardoa, und die Erinnerung an das Gelübde, das er seiner Frau bei der Abreise gethan hatte, vergiftete sein Glück. Er wollte dieser seine Treue bewahren, aber Guillardoa's Reize vernichteten alle seine guten Vorsätze. Er hatte völlige Freiheit, sie zu sehen und zu sprechen, ja sogar, sie zu umarmen; aber er that nie etwas, das seiner Geliebten hätte Schande bringen können, sowohl um seiner Frau seine Treue zu bewahren, als auch, weil er im Solde des Königs war.

Eines Tages wußte er sich vor Sehnsucht nicht zu lassen; von seinen Freunden begleitet, begab er sich auf's Schloß, um den König zu sprechen, bei dem er seine Freundin zu finden hoffte. Der Monarch hatte so eben gespeist und hielt Mittagsruhe in den Gemächern der Prinzessin, wobei er eine Partie Schach mit einem über Meer gekommenen Ritter spielte. Guillardoa saß neben den Spielern, um von ihnen zu lernen. In diesem Augenblicke trat Eliduc ein. Der König erzeigt ihm alsbald viele Freundlichkeit und ladet ihn ein, sich ihm zur Seite niederzulassen. Dann sagte er zu Guillardoa: Demoiselle, diesen Ritter mußt Du wohl aufnehmen und ihm viel Ehre erweisen, denn unter fünfhundert giebt es keinen bessern. — Die Dame war über diesen Befehl sehr erfreut. Sie entfernt sich, ruft Eliduc herbei und ladet ihn ein, sich zu ihr zu setzen. Beide waren von Liebe hingerissen. Die Prinzessin wagt nicht, das Gespräch zu beginnen, der Ritter fürchtet sich, zu reden. Doch dankt er Guillardoa für das Geschenk, das sie ihm gesandt hat, und versichert sie, niemals etwas Kostbareres empfangen zu haben. Die Prinzessin erwiedert, daß sie sich durch den Gebrauch, den er von dem Ringe und

der Schärpe macht, sehr geschmeichelt fühlt. Ich liebe Dich so leidenschaftlich, fährt sie fort, daß ich Dich zum Gatten haben will, und wenn ich Dich nicht bekommen kann, so werde ich mich nie vermählen. — Dame, erwiederte er, ich bin nicht im Stande, Euch meinen Dank für die Liebe, die Ihr zu mir hegt, zu erkennen zu geben, und ich empfinde die größte Zufriedenheit darüber, daß ich erfahre, wie Ihr mich achtet; doch weiß ich nicht, ob ich lange in Eurem Lande bleiben werde, da ich mich Eurem Vater nur auf ein Jahr verpflichtet habe. Uebrigens werde ich ihn nicht eher verlassen, als bis der Krieg ganz geendigt ist; dann will ich in mein Land zurückkehren, wenn Ihr mir die Erlaubniß dazu gebt. — Die Jungfrau antwortete ihm: Ich sehe, mein Freund, daß Du weise und ritterlich gesinnt bist, und hoffe bestimmt, daß Du Alles wohl überlegt hast. Du bist unfähig, mich zu täuschen, und ich liebe Dich so sehr, daß ich Alles, was Du mir sagst, glaube. Hierauf trennten sich die beiden Liebenden. Eliduc kehrte freudig in seine Wohnung zurück, weil er seiner Geliebten seine immer stärker werdenden Gefühle vertraut hatte.

Durch seine Tapferkeit gelang es Eliduc, den feind-

lichen König gefangen zu nehmen und dadurch das Land von der Geißel des Kriegs zu befreien. Er wurde wegen seines Muthes und seiner weisen Rathschläge, auch übrigen Dienste, immer mehr geachtet. Aber während dieser Begebenheit ließ der König, in dessen Reiche Eliduc's Besitzungen lagen, den Ritter suchen, und sandte sogar drei Boten außer Landes, um ihn aufzufinden. Er ließ dem Ritter sagen, daß der Feind das Land beraube und verheere, sich der festen Schlösser bemächtige und das Land verwüste. — Jetzt reute den König das Verfahren, das er sich gegen Eliduc erlaubt hatte, und er beklagte sehr, falschen Rathschlägen Gehör gegeben zu haben. Besonders aber schmerzte es ihn, die Verleumdungen falscher, boshafter Menschen geglaubt und den Ritter gezwungen zu haben, das Reich zu verlassen und sich selbst zu verbannen. Als er ihm daher kund thun ließ, wie sehr er seines tapfern Arms bedürfe, ließ er ihm zugleich zu erkennen geben, wie sehr er es beklage, daß der Ritter nicht mehr in seinem Lande sei. Er bat und beschwor ihn deshalb bei dem Bündniß, das sie geschlossen hatten, als Eliduc ihm huldigte, so bald wie möglich ihm zu Hülfe zu kommen.

Als nun der Ritter diese Kunde empfing, betrübte sie ihn sehr wegen der jungen Schönen, die ihn so innig liebte und der er so sehr zugethan war. Es war indeß nichts unter ihnen vorgefallen, was die Sittlichkeit nicht hätte billigen können. Ihre einzige Freude bestand darin, sich von ihrer Neigung zu unterhalten und sich gegenseitig Geschenke zu machen. Die arme Jungfrau schmeichelte sich, ihn zurückzuhalten und ihn zu ihrem Gatten erheben zu können, denn sie war weit entfernt, zu muthmaßen, daß er schon verheirathet sei.

Ach! sagte Eliduc zu sich selbst, ich habe einen großen Irrthum begangen, als ich mich in einem Lande niederließ, in welches ich zu meinem Unglück gekommen bin. Jetzt liebe ich die schöne Guillardoa, die Königstochter. Soll ich nun abreisen, so wird Eins von uns Beiden sterben, vielleicht alle Beide, und doch muß ich fort. Mein Landesherr verlangt meine Dienste; meine Gattin beschwört mich, zu ihr zurückzukehren; also kann ich nicht bleiben und muß diesen Ort nothwendig verlassen. Die Geliebte darf ich nicht heirathen; Religion und Gesetz verbieten es mir. Ich sehe hier kein Mittel, mich von meinen Schmerzen zu befreien. Gott! wie

viel Thränen wird der Abschied uns kosten. Doch welches Schicksal mich auch erwarte, ich will mich den Befehlen meiner Geliebten unterwerfen und ihren Rath befolgen. Der König, ihr Vater, bedarf meiner Dienste nicht mehr, da allgemeine Ruhe in seinem Lande herrscht. Ich werde ihm die Botschaft meines Fürsten mittheilen und ihn um meinen Abschied bitten, indem ich mich verpflichte, zur bestimmten Zeit wiederzukommen. Dann will ich mich zu der Jungfrau begeben, ihr Alles mittheilen, sie wird mir ihren Willen sagen und ich werde ihr gern willfahren.

Der Ritter zögert nicht länger und gehet zum König, um Abschied von ihm zu nehmen, erzählt ihm die Begebenheit und zeigt ihm den von seinem Fürsten erhaltenen Brief. Der König, fürchtend, daß er nicht wiederkehre, ist darüber sehr betrübt; er bietet ihm den dritten Theil seines Reiches und seiner Schätze an; wenn er bleiben will, so will er, der König, ihn so behandeln, daß er ihn deswegen loben soll.

Bei Gott! Herr, erwiedert Eliduc, mein Fürst ist so sehr in Gefahr und schreibt mir deswegen aus so weiter Ferne, daß ich nicht umhin kann, ihm zu Hülfe zu

eilen. Ich werde auf keinen Fall dort bleiben, wenn Ihr mein bedürft, und werde zu Euch zurückkehren mit vielen Rittern. — Der König dankt ihm herzlich dafür und giebt ihm freundlich den Abschied. Von Allem, was er in seinem Hause hatte, bot er ihm in Ueberfluß an, Gold, Silber, Hunde, Pferde und schöne, kostbare seidene Stoffe. Eliduc nahm bescheidentlich davon und sagte ihm darauf, daß er sich bei seiner Tochter mit seiner Gunst beurlauben wolle, was der König sehr gern gestattete. Er schickt einen Pagen voran, der dem Ritter die Thür des Zimmers öffnen mußte. Als die Dame diesen sah, begrüßte sie ihn tausendmal und rief ihn zu sich. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen erzählte Eliduc der Schönen seinen Plan und bat sie um Rath. Jedoch bevor er ihr alles mitgetheilt hatte, wurde sie ohnmächtig. Als der Ritter das bemerkte, fing er an zu wehklagen, küßte ihr mehrere Male den Mund und nahm sie in seine Arme, bis sie sich von ihrer Ohnmacht erholte. Theure Freundin, sagte er, erlaubt mir, Euch zu versichern, daß Ihr mein Leben und mein Tod seid, und daß meine ganze Hoffnung auf Euch beruht, deshalb will ich guten Rath von Euch, weil Vertrauen zwischen uns herrscht.

Ich muß in mein Land zurück und habe mich deswegen von Euerm Vater beurlaubt; aber nur Euer Wille soll geschehen, was auch daraus werde. — Da du nicht bleiben willst, entgegnete sie, so nimm mich entweder mit Dir oder ich tödte mich, denn es giebt dann keine Freude mehr für mich. Eliduc erwiederte: Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, aber ich bin Deinem Vater eidlich verpflichtet, und wenn ich Dich entführte, so würde ich ihm eidbrüchig sein. Aber ich schwöre Dir bei meiner Ehre, wenn Du mir den Urlaub gewährst, an dem Tage, welchen Du mir bestimmst, zurückzukehren; nichts auf der Welt soll mich zurückhalten, wenn ich noch am Leben bin, denn mein Leben gehört gänzlich Dir. Guillardoa erlaubte ihm nun, abzureisen und setzte die Zeit seiner Rückkehr fest. Der Abschied erfüllte sie mit Schmerzen. Ehe sie von einander scheiden, wechseln sie die Ringe und geben sich dann den Trauungskuß.

Eliduc vertraute sich darauf den Wellen an; der Wind war ihm günstig und brachte ihn bald hinüber. Als er landete, waren seine Verwandten und Freunde, besonders aber seine schöne und tugendhafte Frau, sehr erfreut, ihn wiederzusehen, aber trotz aller ihm erzeigten

Liebe war er immer traurig und nachdenkend, machte nie ein freundliches Gesicht und fühlte wohl, daß er sich nicht eher freuen würde, als bis er seine Geliebte wiedersähe. So blieb er immer niedergeschlagen und seine Gattin grämte sich darüber, denn sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte, so daß sie sich endlich bei ihm selbst darüber beklagte. Sie fragte ihn oft, ob er vielleicht von Jemandem gehört habe, daß sie während seiner Abwesenheit Böses gethan oder sich schlecht betragen hätte; wenn das wäre, so solle er es sagen, sie würde sich öffentlich vertheidigen. Dame, erwiederte er, ich habe nichts dieser Art vernommen; aber ich habe dem König, aus dessen Lande ich komme, geschworen, zu ihm zurückzukehren, weil er mein bedarf. Wenn der König, mein Landesherr, den Frieden unterzeichnete, so wäre ich in den nächsten acht Tagen schon nicht mehr hier; ich werde daher bis zu meiner Rückreise viele Pein erdulden und keine Ruhe haben, weil ich nicht wortbrüchig werden will.

Die Dame ließ ihn hierauf gewähren. Elibuc ging nun zu seinem Fürsten und war ihm von großem Nutzen; durch seinen Rath schützte er das Land. Als aber die

Zeit sich näherte, in welcher er der Jungfrau versprochen hatte, zurückzukehren, so unternahm er es, Frieden zu schließen, und brachte Alles mit dem Frieden auf's Reine. Dann bereitete er sich zur Abreise und wählte seine Begleiter aus. Er nahm seine beiden Neffen, die er sehr liebte, seinen Kämmerling, der schon früher sein Vertrauter gewesen und die Botschaften überbracht hatte, und seine Knappen mit; um andere Leute kümmerte er sich nicht; diese aber ließ er geloben und schwören, Alles geheim zu halten.

Darauf zögerte er nicht länger, sondern schiffte sich ein und landete bald da, wo er so sehr herbeigewünscht wurde. Aus Schlauheit nahm er eine Wohnung weit vom Hafen, weil er weder gesehen noch erkannt sein wollte. Dann rief er seinen Kämmerer und sandte ihn zur Geliebten. Er ließ ihr sagen, daß er angekommen und zu ihren Befehlen bereit sei. Bei Anbruch der Nacht begab sich der Diener auf den Weg und Eliduc folgte ihm verkleidet dahin, wo die Königstochter sich aufhielt. Der Bote verkündete ihr, daß ihr Freund wiedergekommen sei. Guillardoa war so von Freude ergriffen, daß sie ihn mehrere Male umarmte. Als er

ihr nun sagte, sich bereit zu halten, am folgenden Abend mit dem Ritter zu entfliehen, willigte sie ein. Sie brachte den andern Tag mit Vorbereitungen zu; als jedoch in der Nacht Alles im tiefsten Schlafe lag, ergriffen die Dame und der Kämmerer die Flucht aus dem Schlosse. Um nicht erkannt zu werden hatte Guillardoa ein nur leicht gesticktes seidenes Kleid angelegt und sich in einen kurzen seidenen Mantel gehüllt. Der Ritter und seine Freunde erwarteten die Dame nicht fern vom Palast am Eingange eines Gehölzes. Der Kämmerer übergab dem Eliduc die Geliebte; dieser umarmte sie zärtlich und nahm sie dann hinter sich auf's Pferd. Sie beschleunigten ihre Reise und kamen an den Hafen von Totenois, wo sie sich sogleich einschifften. Auf dem Fahrzeuge befand sich Niemand, als der Ritter, seine Geliebte und das Gefolge. Während der Ueberfahrt hatten sie sehr schönes Wetter; aber gerade im Augenblick der Landung erhob sich ein wüthender Sturm, der das Schiff weit zurückschleuderte, den Mast zerbrach und die Segel zerriß.

Sie fielen Alle auf die Knie und riefen eifrig St. Clemens, St. Nicolaus und unsere liebe Frau Maria um Hülfe an; inbrünstig flehten sie zur Madonna, ihren

gebenedeiten Sohn zu bewegen, sie vor Gefahren zu behüten und sicher in den Hafen zu führen. Das Schiff wurde durch den Sturm bald hier bald dorthin geschleudert. Da rief plötzlich einer der Knappen: Was bedürfen wir der Gebete! Ihr habt ja, Herr, den Gegenstand bei Euch, der uns den Tod bringen wird. Wir werden niemals das Ufer erreichen, weil Ihr eine eheliche Gattin habt, und doch der Religion, der Rechtlichkeit und der Ehre zum Trotz ein anderes Weib entführt. — Wir wollen es in's Meer werfen, und Ihr werdet sehen, wir kommen dann augenblicklich an das Land. — Wenig hätte gefehlt, daß Eliduc über diese Worte nicht vor Zorn erstickte. — Elender, meineidiger Verräther! rief er aus, Du kannst Dich glücklich schätzen, daß ich in diesem Augenblick meine Geliebte nicht verlassen kann, sonst würdest Du die Beleidigung, die Du mir zufügst, theuer bezahlen. Er hielt sie in der That eben in den Armen und suchte ihr Muth einzusprechen. Aber kaum hatte Guillardoa vernommen, daß ihr Geliebter verheirathet sei, so fiel sie besinnungslos nieder und Farbe, Puls und Athem wichen plötzlich von ihr. Die Ritter, die zu ihrem Beistande herbei-

eilten, waren von ihrem Tode überzeugt. Wüthend erhob sich Eliduc, ging auf den Knappen, den Urheber seines Unglücks, zu, ergriff ein Ruder, gab ihm damit einen Schlag auf den Kopf und streckte ihn todt zu seinen Füßen nieder. Seine Gefährten warfen sogleich den Körper in's Meer und er verschwand bald in den Wellen. Eliduc trat an das Steuer und brachte das Schiff glücklich in den Hafen. Der Anker wird ausgeworfen, die Zugbrücke niedergelassen und jeder will freudig an's Land. Nicht so Eliduc; sorgfältig ließ er seine noch immer ohnmächtige Geliebte an's Ufer bringen. Seine Verzweiflung war um so größer, da er sich als Ursache von ihrem Tode betrachtete. Er zog seine Ritter zu Rath, damit sie ihm einen wenig entfernten Ort anzeigten, wo er sie ehrenvoll bestatten lassen könnte. Ich will sie mit Pracht in einer Kirche beisetzen lassen, sagte er, weil sie eines Königs Tochter ist, denn solches kommt ihr zu. — Die über das traurige Ereigniß noch immer bestürzten Ritter wußten nicht, was sie ihm erwiedern sollten. Er erinnerte sich, daß sich nahe bei seinen Gütern ein bedeutender Wald hinziehe, wo seit mehr, als vierzig Jahren ein Einsiedler wohnte, der eine kleine Kapelle bediente.

Hierhin, rief er aus, will ich den Leichnam meiner Geliebten bringen lassen, er soll ihn in der Kapelle begraben; dafür will ich ihm so viel Gutes erzeigen, daß er ein Kloster gründen kann, in welchem die Geistlichen Tag und Nacht für das Heil ihrer Seele beten sollen.

Alsbald bestieg er sein Pferd, ließ seine Ritter tiefes Stillschweigen über Alles, was sich begab, angeloben, und hob seine todte Geliebte zu sich herauf. Als sie bei der Kapelle anlangten, fanden sie Niemanden, der ihnen öffnete. Ungeduldig ließ der Ritter die Thür erbrechen; aber kaum trat er in das Gotteshaus, so sah er das frisch gemachte Grab des alten Einsiedlers, der wenige Tage vorher seine irdische Laufbahn vollendet hatte. Der Anblick des neuen Grabes vermehrte seine tiefe Trauer; seine Freunde wollten ein zweites daneben für Guillardoa aufwerfen, aber er wehrte es ihnen mit der Bemerkung, daß er die Geliebte nicht eher in die Gruft legen wolle, als bis er sich deshalb mit weisen und erfahrenen Leuten berathen habe, wie er den Ort erhöhen und eine Abtei oder ein Kloster daraus machen könne. Sie legten daher die Leiche vor dem Altar nieder und empfahlen sie Gott; Eliduc ließ Gewänder brin-

gen und machte ihr ein Lager daraus; dann bedeckte er die vermeintliche Todte und wollte sich entfernen, aber der Schmerz übermannte ihn so sehr, daß er bitterlich zu weinen anfing; er küßte ihr Augen und Mund und sagte: Schönste, es hat Gott nicht gefallen, daß Du die Meine werden solltest. So schwöre ich denn, den Waffen zu entsagen und mich der Welt zu entziehen. Ja, holde Geliebte, zu Deinem Unglück bist Du mir gefolgt. Wie sehr bin ich zu beklagen, daß Du aus übergroßer Neigung zu mir nicht mehr lebst. Ohne mich wär'st Du eine Königin geworden. An dem Tage, an dem ich Dich in die Gruft senke, will ich in ein Kloster gehen, der Welt entsagen und täglich an Deinem Grabe meinem Schmerz nachhängen.

Er verließ darauf den traurigen Ort und verschloß sorgfältig die Kapelle. Dann sandte er einen seiner Knappen an seine Gemahlin, um sie zu benachrichtigen, daß er krank und erschöpft von seiner Reise heimkehre. Die edle Dame, hocherfreut über die Zurückkunft ihres Gatten, ließ Alles zu seinem Empfange zubereiten; aber statt aller freundlichen Liebkosungen, die sie erwartete, begrüßte er sie kalt und finster, ohne ihr ein ein=

ziges Wort zu sagen. Sie wußte während der nächsten zwei Tage nicht, was sie thun sollte, um ihn zum Sprechen zu bringen. Er stand jeden Morgen frühzeitig auf, hörte die Messe und begab sich dann auf den Weg nach der Kapelle, wo seine theure Guillardoa beigesetzt war. Diese befand sich noch immer in demselben Zustande und gab durchaus kein Zeichen des Lebens von sich. Eine Sache aber überraschte den Ritter sehr; ihr Gesicht erlitt durchaus keine Veränderung, ausgenommen, daß es etwas bleicher, als bei ihrer Lebzeit war. Innig beweinte er ihren Tod und betete inbrünstig für sie, dann eilte er wieder nach Hause. Seine Frau, begierig zu wissen, wohin er sich täglich begebe, ließ ihm durch einen Knappen nachspüren, dem sie dafür eine vollständige Rüstung und ein Roß versprach. Der Diener erfüllte seinen Auftrag vortrefflich. Er folgte dem Ritter, ohne bemerkt zu werden und sah ihn in die Kapelle treten und daselbst inbrünstig weinen und beten. Darauf kehrte er zu seiner Gebieterin zurück und unterrichtete sie von Allem. Die Dame, sehr überrascht durch Alles, was sie vernahm, aber dennoch zufrieden, den Grund von der Traurigkeit ihres Gemahls zu erfahren, erwiederte

ihm: Wir wollen uns morgen nach der Einsiedelei begeben, weil mein Gatte an den Hof muß, um mit dem König zu reden. Ich weiß wohl, daß der Einsiedler gestorben ist und daß mein Gatte ihn sehr liebte, ich kann mir's aber nicht denken, daß der Tod dieses alten Mannes ihn so tief betrübt.

Nachdem Eliduc am andern Tage an den Hof geritten war, machte sich die Dame, von dem Diener begleitet, auf den Weg nach der Einsiedelei. Kaum betritt sie die Kapelle, so erblickt sie auch schon die Jungfrau, die gleich einer eben aufgeblühten Rose da lag. Sie hob die über dieselbe gespreizte Decke auf und sah ein Wesen von vollkommner Schönheit, Arme und Hände waren von blendender Weiße, wohlgebildet und lieblich. Jetzt wußte die Gattin die Ursache von dem Kummer ihres Gemahls. Sie rief den Diener herbei und sagte ihm: Siehest Du dieses Weib, dessen Schönheit glänzender ist, als der kostbarste Edelstein; es ist die Freundin meines Gatten, um ihretwillen ist er so traurig. Sein Schmerz über so großen Verlust setzt mich nicht in Erstaunen, denn auch ich werde in Zukunft keine frohe Stunde mehr haben. Darauf setzte sie

sich beim Lager der Jungfrau nieder und weinte bitterlich über den Tod derselben.

Während sie sich jedoch auf diese Weise ihrem Schmerz hingab, schlüpfte ein Wiesel aus einem Loche in der Kapellmauer und lief über Guillardoa's Leichnam weg. Der Diener schlug danach und tödtete es. Da erscheint bald nachher das Weibchen des Wiesels, eilt auf den Körper des todten Männchens zu, sucht es fortzuschleppen und verläßt, da das nicht gelingen will, traurig die Kapelle. Gleich darauf kehrt es zurück, eine rothe Blume zwischen den Zähnen tragend, die es im Walde geholt hatte, bringt sie dem getödteten Thierchen in den Mund, und, o Wunder! dieses wird alsbald wieder lebendig. Die Dame, die diese wundervolle Heilart mit angesehen hatte, bat augenblicklich den Diener, die Thiere zu fangen; er warf mit dem Stocke nach ihnen, sie entflohen aber und ließen die rothe Blume liegen. Die Dame bemächtigte sich sogleich derselben und steckte sie der Jungfrau in den Mund. Nach wenigen Augenblicken kam Guillardoa wieder zu sich, seufzte, schlug die Augen auf und sagte: Guter Gott, ich habe lange geschlafen. Eliduc's Gattin warf

sich entzückt auf die Knie und dankte dem Himmel für diese Gnade. Dann sagte sie zu der Jungfrau: Wie heißt Ihr und wer sind Eure Verwandten? — Ich bin die Tochter eines Königs aus dem Lande Logres, antwortete sie. Ich liebte den Ritter Eliduc, der in meines Vaters Diensten war; er hat mich entführt und ich habe eine große Sünde begangen, denn er verbarg mir, daß er vermählt sei. Als ich diese schreckliche Nachricht erfuhr, fiel ich besinnungslos hin. Er hat bös an mir gehandelt, mich verrathen und dann in fremdem Lande mich verlassen. Wie thöricht ist doch eine Frau, die auf die Schwüre der Männer baut. — Schöne Freundin, erwiederte die Dame, nichts auf der Welt wird dem Ritter größere Freude machen, als die Nachricht von Euerm Wiederaufleben. Seitdem er Euch gestorben glaubt, ist er trostlos; täglich ging er her, um Euch zu sehen, und vermuthet nichts weniger, als Euch am Leben zu finden. Ich bin seine Gattin und kann Euch nicht den Schmerz schildern, den seine Verzweiflung in mir rege macht. Da ich ihn täglich fortgehen sah und zu wissen wünschte, wohin er sich begäbe, ließ ich ihm nachforschen und kam selbst hierher, um die Ursache seiner Leiden zu ergründen.

Ich kann Euch nicht beschreiben, welche Freude es mir macht, Euch vom Tode erweckt zu haben. Ihr sollt mit mir zurückkehren und ich will Euch Eurem Freunde übergeben. Da ich den Schleier nehme, entbinde ich ihn seiner Gelübde.

Durch ihr Benehmen gelang es nicht allein der Dame, die schöne Betrübte zu beruhigen, sondern auch sie mit sich zu nehmen. Sie befahl dem Diener, ihren Gemahl aufzusuchen und ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Dieser eilte zu dem Ritter und führte seinen Auftrag auf eine gute Weise aus. Eliduc bestieg sogleich sein Pferd, ohne auf sein Gefolge zu warten, und kam gegen Abend zu Hause an. Zärtlich dankte er seiner Gattin, umarmte inbrünstig seine Freundin und fand sie so glücklich, wie nie vorher. — Seine Geliebte duldete nur seine Küsse, ohne sie lebhaft zu erwiedern. Die Gattin bat ihn nun, sich von ihm trennen und in ein Kloster gehen zu dürfen. Du wirst, sagte sie, mir das Nöthige geben, eine Abtei zu stiften; dann kannst Du Dich mit ihr, die Du so sehr liebst, vermählen, denn Du weißt, das Gesetz verbietet Dir, zwei Frauen zugleich zu haben. — Eliduc willigte mit Freuden ein,

und bald erhob sich im Walde nahe bei der Einsiedelei ein stattliches Kloster, in welches sich die Dame mit dreißig Nonnen, deren Aebtissin sie wurde, begab.

Eliduc vermählte sich darauf mit seiner Geliebten und feierte seine Hochzeit mit großer Pracht. Sie lebten lange glücklich und einig mit einander und widmeten zuletzt auch ihr Leben dem Herrn. Der Ritter ließ eine Kirche bauen, die er reichlich begabte. Er nahm ausgezeichnet fromme Männer darin auf, um als ein gutes Beispiel fürs Ganze zu wirken. Nachdem Alles in Ordnung war, ging er selbst hinein und brachte sein Leben im Dienste des Herrn zu.

Guillardoa begab sich zu seiner ersten Frau, welche sie als eine Schwester aufnahm und mit Freundschaftsbezeugungen überhäufte. Sie unterrichtete sie im Dienste des Klosters und in den Pflichten der Religion. Beide beteten zu Gott, daß er die Wünsche ihres Freundes erhöre, der seinerseits wieder für die beiden Frauen zum Himmel flehte.

Gegenseitig sandten sie sich Botschaften, um Nachrichten von einander zu haben und sich Muth einzu-

flößen. Sie bemüheten sich sämmtlich auf's Angelegentlichste, Gott wohlgefällig zu sein, und starben endlich in großer Frömmigkeit.

Von den Begebenheiten dieser drei Personen haben die alten geistreichen Bretons das Lai gemacht, um daran zu erinnern, daß Niemand sie vergessen sollte.

Der Schmaus der Zwerge.

Norwegisches Mährchen.

In Norwegen, nicht weit von Drontheim, lebte ein mächtiger Mann, der mit jeglichem Gute gesegnet war. Ein Theil des Landes umher gehörte ihm; zahlreiche Heerden grasten auf seinen Waiden, und eine große Dienerschaft schmückte sein Haus. Er hatte eine einzige Tochter, Aslog; der Ruf ihrer Schönheit war weit umher verbreitet. Die Vornehmsten des Landes bewarben sich um sie, aber ohne Erfolg, und wer hoffnungsvoll und freudig gekommen war, ritt traurig und schweigend wieder fort. Ihr Vater, der da glaubte, daß seine Tochter das nur thäte, um eine kluge Wahl zu treffen, mischte sich nicht darein, und freute sich über ihre Einsicht. — Als aber zuletzt die Edelsten und Reichsten

umsonst ihr Glück bei ihr versucht hatten, so gut wie die Uebrigen, wurde er böse und sagte zu ihr:

„Bis jetzt habe ich Dir freie Wahl gelassen; da ich aber sehe, daß Du, ohne Unterschied, Alle abweisest, und die besten Freier Dir nicht gut genug scheinen, so will ich mir das nicht länger gefallen lassen. Soll mein Geschlecht aussterben und mein Besitzthum Fremden zufallen? Ich will Deinen halsstarrigen Sinn beugen. — Ich gebe Dir Zeit bis zum Feste der großen Winternacht; wähle bis dahin, oder mache Dich gefaßt, den zu nehmen, den ich für Dich bestimme.“

Aslog liebte einen hübschen, tapfern und edeln Jüngling, Namens Orm. Sie liebte ihn von ganzer Seele, und wollte lieber sterben, als ihre Hand einem Andern geben. — Aber Orm war arm, und Armuth zwang ihn, im Hause ihres Vaters zu dienen. — Aslog's Neigung zu ihm wurde geheim gehalten, denn ihr stolzer Vater würde nie seine Einwilligung zu einer Verbindung mit einem so untergeordneten Manne gegeben haben.

Als Aslog sein finsteres Gesicht sah und seine bösen Worte hörte, wurde sie bleich wie der Tod, denn sie kannte seine Gemüthsart und wußte wohl, daß er der

Mann dazu war, seine Drohungen auszuführen. Ohne ein Wort zu erwiedern, zog sie sich in ihr einsames Kämmerlein zurück und dachte darüber nach, wie sie dem dunkeln Ungewitter, das über ihrem Haupte drohend hing, entgehen könne. Der große Festtag kam immer näher und ihre Angst nahm immer mehr zu.

Zuletzt entschlossen sich die Liebenden, zu fliehen. — Ich weiß einen sichern Ort, sagte Orm, wo wir unentdeckt bleiben können, bis wir Gelegenheit finden, das Land zu verlassen. — In der Nacht, als Alles schlief, führte Orm die zitternde Aslog über Schnee und Eisfelder den Bergen zu. — Der Mond und die Sterne, die in der kalten Winternacht immer heller scheinen, leuchteten ihnen. — Sie hatten einige Kleider und Felle mitgenommen, das war Alles, was sie tragen konnten. — Die ganze Nacht durch stiegen sie auf den Bergen umher, bis sie einen einsamen von Felsen umgebenen Platz erreichten. Hier geleitete Orm die ermüdete Aslog in eine Höhle, deren dunkler und enger Eingang kaum sichtbar war; er erweiterte sich aber bald zu einer großen Halle, die tief in den Berg hinein ging. Orm zündete ein Feuer an, und so saßen sie bei demselben, auf

den Felsen ausruhend, in tiefer Abgeschiedenheit von aller Welt.

Orm war der Erste, der diese Höhle entdeckt hat, die noch heutiges Tages gezeigt wird, und da sonst Niemand etwas davon wußte, so waren sie sicher vor den Verfolgungen des Vaters der Aslog. Sie brachten den ganzen Winter hier zu. — Orm pflegte auf die Jagd zu gehen und Aslog blieb in der Höhle, gab Acht auf das Feuer und bereitete die nöthige Nahrung. — Oft bestieg sie die Spitzen der Felsen, aber so weit ihr Auge sehen konnte, erblickte es flimmernde Schneefelder.

Der Frühling kam; die Wälder wurden grün; die Wiesen kleideten sich in bunten Farben, und Aslog konnte jetzt nur selten mit großer Vorsicht die Höhe verlassen. Da kam Orm eines Abends heim, mit der Nachricht, daß er in der Entfernung ihres Vaters Leute erkannt hätte, und sicher auch von ihnen erkannt worden wäre, da sie eben so scharf sehen, wie er. Sie werden diesen Platz umgeben, fuhr er fort, und nicht eher ruhen, bis sie uns gefunden haben; wir müssen daher sogleich fort.

Demgemäß stiegen sie an der andern Seite hinab und erreichten den Strand, wo sie glücklicher Weise ein

Boot fanden. Orm stieß ab und das Boot trieb in die offene See. Ihren Verfolgern waren sie zwar entflohen, jetzt aber Gefahren anderer Art ausgesetzt; wohin sollten sie sich wenden. Sie durften nicht wagen zu landen, da Aslog's Vater Herr der ganzen Küste war und sie ihm in die Hände fallen würden. — Es blieb ihnen also nichts übrig, als das Boot den Wogen und den Winden zu überlassen. Sie trieben die ganze Nacht fort. — Bei Tagesanbruch war die Küste verschwunden und sie sahen Nichts, als Himmel und Wasser. Sie hatten nicht einen Bissen Nahrung mitgebracht; Hunger und Durst fingen an, sie zu quälen. — Drei Tage wurden sie so fortgetrieben und Aslog, schwach und erschöpft, sah den gewissen Untergang voraus.

Endlich entdeckten sie, am Abend des dritten Tages, eine Insel von ziemlicher Größe, welche eine Menge kleinerer Eilande umgaben. Orm steuerte sogleich darauf zu, aber als er sich ihr näherte, erhob sich ein heftiger Wind und die Wogen thürmten sich höher und höher. Er wandte das Boot, in der Hoffnung, an einer andern Seite landen zu können, aber eben so erfolglos; so oft das Schiff sich der Insel näherte, wurde es wie von un-

sichtbarer Gewalt zurückgetrieben. Gott! rief er aus, und segnete sich und sah die arme Aslog an, die vor Schwäche zu sterben schien. Kaum war aber dieser Ausruf über seine Lippen gegangen, als der Sturm aufhörte, die Wellen sich ebneten und das Schiff ohne weiteres Hinderniß landete. — Orm sprang heraus; einige Muscheln, die er am Strande fand, stärkten und belebten die erschöpfte Aslog so, daß auch sie bald das Boot verlassen konnte.

Die Insel war mit kleinen Zwergstauden bewachsen, und schien unbewohnt zu sein; als sie aber bis in die Mitte derselben vorgedrungen waren, entdeckten sie ein Haus, das halb über und halb unter der Erde zu sein schien. In der Hoffnung, menschliche Hülfe zu finden, näherten sie sich demselben. Sie horchten, ob sie kein Geräusch hörten, aber das tiefste Schweigen herrschte ringsum. Orm öffnete endlich die Thür und trat mit seiner Gefährtin ein; wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie Alles wie für Bewohner eingerichtet fanden, und doch kein lebendes Wesen sichtbar war. Das Feuer brannte auf dem Heerde, mitten im Zimmer, und ein Kessel mit Fischen hing über demselben und wartete wahr=

scheinlich auf Jemand, der seinen Inhalt verzehren sollte. Die Betten waren gemacht und bereit, Schläfer einzunehmen. Orm und Aslog standen eine Weile zweifelhaft und sahen furchtsam hin, endlich aber trieb sie der Hunger; sie nahmen die Speise und aßen. Als sie ihren Hunger gestellt hatten, und bei den letzten Strahlen der Sonne weit und breit Niemand gewahr wurden, gaben sie ihrer Müdigkeit nach und legten sich in die Betten, die sie so lange entbehrt hatten.

Sie hatten erwartet, in der Nacht von den heimkehrenden Eigenthümern des Hauses geweckt zu werden; aber ihre Erwartung hatte sie getäuscht. — Auch am folgenden Tage zeigte sich Niemand, und es schien, als wenn irgend eine unsichtbare Macht das Haus zu ihrer Aufnahme in Ordnung gebracht hätte. — Sie brachten den ganzen Sommer höchst glücklich zu; wohl waren sie allein, doch wurden die Menschen von ihnen nicht vermißt. Die Eier wilder Vögel und die Fische, welche sie fingen, lieferten ihnen hinreichenden Vorrath.

Als der Herbst kam, gebar Aslog einen Sohn. — Mitten in der Freude über seine Ankunft wurden sie durch eine wunderbare Erscheinung überrascht. — Die

Thür öffnete sich plötzlich und eine alte Frau trat ein. — Sie hatte ein hübsches blaues Gewand an; in ihrem Wesen lag etwas Stolzes und zugleich Fremdes und Seltsames. „Erschreckt nicht, sagte sie, über mein plötzliches Erscheinen; ich bin die Eigenthümerin dieses Hauses und danke Euch, daß ihr es so rein und wohl erhalten habt, und daß ich Alles so ordentlich finde. — Ich wäre gern früher gekommen, aber ich konnte es nicht eher, als bis der kleine Heide da (auf das Knäbchen zeigend) sich eingestellt hatte. — Nun habe ich freien Zutritt. — Aber holt nur keinen Priester vom festen Lande, um ihn zu taufen, sonst muß ich wieder fort. Wenn Ihr meinen Wunsch erfüllt, so könnt Ihr nicht allein hier bleiben, sondern alles Gute, das Ihr nur wünscht, will ich Euch auch erzeigen. Was Ihr in die Hand nehmt, wird gedeihen; Glück soll Euch folgen, wohin Ihr geht. — Brecht Ihr aber diese Bedingung, so verlaßt Euch darauf, daß Unglück über Unglück Euch heimsuchen soll, und selbst an dem Kinde werde ich mich rächen. Wenn Ihr etwas bedürft oder in Gefahr seid, so braucht Ihr nur drei Mal meinen Namen zu rufen, ich werde erscheinen und Euch Beistand leisten. Ich bin vom Geschlecht der

alten Riesen und heiße Guru. Hütet Euch aber in meiner Gegenwart den Namen dessen auszusprechen, von dem kein Riese hören mag, und macht nie das Zeichen des Kreuzes, noch schneidet es in Planken hier im Hause ein. Ihr könnt hier das ganze Jahr wohnen, nur am Juelsabend seid so gut, mir das Haus zu überlassen, wenn die Sonne am Niedrigsten ist. Dann feiern wir unser großes Fest, wo es uns allein erlaubt ist, fröhlich zu sein. — Wenn ihr dann nicht gern das Haus verlassen wollt, so haltet Euch so ruhig wie möglich den ganzen Tag auf dem Boden auf und guckt, wenn Euch Euer Leben lieb ist, vor Mitternacht nicht in das Zimmer. — Nachher könnt Ihr wieder Alles in Besitz nehmen.“ —

Als die alte Frau dies gesagt hatte, verschwand sie, und Aslog und Orm, über ihre Lage jetzt beruhigt, lebten ohne Störung glücklich und vergnügt. Orm warf nie das Netz aus, ohne einen guten Zug zu thun, schoß nie einen Pfeil ab, ohne zu treffen; kurz, was er in die Hand nahm und war es noch so unbedeutend, gedieh augenscheinlich.

Als Weihnacht kam, reinigten sie auf das Beste das

Haus, brachten Alles in Ordnung, zündeten ein Feuer auf dem Heerde an und stiegen, als die Dämmerung einbrach, auf den Boden, wo sie sich still und ruhig verhielten. Endlich wurde es dunkel und es kam ihnen vor, als hörten sie ein Rauschen und Schnauben in der Luft, wie es die Schwäne zur Winterszeit zu machen pflegen. In dem Giebel über dem Feuerheerd war ein Loch, das man öffnen und schließen konnte, um Licht ein- oder Rauch auszulassen. — Orm hob die Klappe auf, die mit einem Fell bedeckt war, und steckte den Kopf durch; aber welch wunderbares Schauspiel zeigte sich ihm jetzt. Die kleinen Inseln rund umher waren alle mit zahllosen blauen Lichtern erleuchtet, die sich unaufhörlich bewegten, auf und nieder sprangen, dann ans Ufer glitten, sich versammelten und sich immer mehr und mehr der Insel, auf welcher Orm und Aslog lebten, näherten. Zuletzt erreichten sie dieselbe, und stellten sich im Kreise um einen großen Stein, der unfern vom Ufer stand und den Orm wohl kannte. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er bemerkte, daß der Stein ganz und gar eine menschliche, obwohl riesenhafte Gestalt angenommen hatte. — Er konnte jetzt deutlich bemerken, daß die kleinen blauen

Lichter von Zwergen getragen wurden, deren bleiche erdfarbene Gesichter mit großen Nasen und rothen Augen, entstellt durch Vögelschnäbel und Eulenaugen, auf mißgestalteten Körpern ruhten; sie schlenkerten und wackelten hin und her, so daß sie zur selben Zeit fröhlich und traurig zu sein schienen. Plötzlich öffnete sich der Kreis, die Kleinen zogen sich auf jeder Seite zurück und Guru, die jetzt eben so groß wie der Stein war, trat mit Riesenschritten heran. Sie umschlang das steinerne Bild mit den Armen, das sogleich Leben und Bewegung bekam. Bei dem ersten Anzeichen davon begannen die Kleinen sogleich unter wunderlichen Geberden und Grimassen einen Gesang, oder richtiger ein Geheul, daß die ganze Insel davon wiederhallte und erbebte. — Orm, ganz erschrocken, zog den Kopf zurück; er und Aslog blieben nun im Dunkeln, so still, daß sie kaum zu athmen wagten.

Die Procession rückte dem Hause zu, wie man das deutlich an dem Näherkommen des Geschreies bemerken konnte. Sie waren nun Alle eingetreten; leicht und thätig sprangen die Zwerge jetzt auf den Bänken umher; schwer und dumpf tönten die Schritte des Riesen dazwischen. Orm und seine Frau hörten sie den Tisch decken,

mit den Schüsseln klappern und mit Freudengeschrei ihr Fest feiern. Als es vorbei und die Mitternacht nahe war, fingen sie an zu jener bezaubernden Weise, die die Seele in süße Verwirrung versetzt und die einige Leute in den Felsenthälern gehört und von den unterirdischen Spielleuten durch Horchen erlernt haben, zu tanzen. — Sobald Aslog die Weise vernahm, fühlte sie eine unbeschreibliche Sehnsucht den Tanz zu sehen. Orm war nicht im Stande, sie zurückzuhalten. — „Laß mich hinblicken, sagte sie, oder mir bricht das Herz.“ Sie nahm ihr Kind und stellte sich an das äußerste Ende des Bodens, wo sie, ohne bemerkt zu werden, Alles sehen konnte. Lange schaute sie, ohne ihre Augen abzuwenden, dem Tanze und den kühnen und wundervollen Sprüngen der kleinen Wesen, die in der Luft zu schweben und die Erde gar nicht zu berühren schienen, zu, während die entzückende Weise der Elfen ihre ganze Seele füllte. Unterdessen wurde das Kind auf ihrem Arme schläfrig und athmete schwer, und ohne an das der Alten gegebene Versprechen zu denken, schlug sie, wie es Sitte ist, ein Kreuz über des Knaben Mund und sagte: „Christus segne Dich, mein Kind.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sich ein fürchterliches, durchdringendes Geschrei erhob. Die Geister taumelten über Hals und Kopf sich drängend und stoßend aus der Thür; ihre Lichter gingen aus und in wenigen Minuten war das ganze Haus von ihnen verlassen. Orm und Aslog, tödtlich erschreckt, versteckten sich im entferntesten Winkel des Hauses. — Sie wagten es nicht, sich zu rühren, bis der Tag anbrach, und fühlten erst, als die Sonne durch das Loch im Dache auf den Heerd schien, den Muth hinabzusteigen.

Der Tisch war noch gedeckt, wie die Unterirdischen ihn verlassen hatten, mit allem ihrem köstlichen, wundervoll aus Silber gearbeiteten Geschirr darauf. In der Mitte des Zimmers stand auf dem Boden ein hoher kupferner Kessel, halb mit süßem Meth gefüllt, und ihm zur Seite ein Trinkhorn von reinem Golde. In der Ecke lag ein besaitetes Instrument, einem Hackebret ähnlich, auf dem die Riesinnen spielen, wie man glaubt. — Sie schauten Alles bewundernd an, wagten jedoch nicht, es zu berühren; ihr Erschrecken war aber groß, als sie sich umwandten und eine ungeheure Gestalt, in der Orm gleich den Riesen, den Guru umarmt hatte, erkannte, am

Tische sitzen sahen. Es war jetzt ein kalter harter Stein. — Während sie ihn anstarrten, trat Guru selbst, in ihrer Riesengestalt, ins Zimmer. Sie weinte so bitterlich, daß ihre Thränen auf die Erde fielen. — Es dauerte lange, ehe sie vor Schluchzen ein Wort äußern konnte: endlich sagte sie:

„Großen Kummer habt Ihr über mich gebracht, und ich muß von nun an mein Lebelang weinen; da ich aber weiß, daß Ihr es nicht aus böser Absicht gethan habt, so vergebe ich Euch, wiewohl es mir ein Leichtes wäre, Euch das Haus über dem Kopfe wie eine Eierschaale zu zerdrücken.“

„Ach, rief sie, da sitzt mein Gatte, den ich mehr liebe, als mich selbst, für immer versteinert, und wird nie wieder die Augen öffnen. — Dreihundert Jahr lebte ich bei meinem Vater auf der Insel Kuman glücklich, in jugendlicher Unschuld, die schönste der Riesenjungfrauen. — Mächtige Helden bewarben sich um meine Hand; das Meer rund um jene Insel ist voll Felsenstücken, die sie im Kampfe gegen einander warfen. — Andfind gewann den Sieg, und ich verlobte mich ihm. Aber ehe ich mich vermählte, kam der abscheuliche Odin in das Land, be-

siegte meinen Vater und trieb uns Alle aus der Insel fort. — Mein Vater und meine Schwester flohen in die Berge, und meine Augen haben sie seitdem nicht wieder gesehen. — Andfind und ich retteten uns auf diese Insel, wo wir lange Zeit in Frieden lebten und hofften, dieser würde nie gestört werden. Aber das Schicksal, dem Niemand entgeht, hatte es anders bestimmt. Oluf kam aus Britannien. Sie nannten ihn den Heiligen, und Andfind entdeckte sogleich, daß seine Reise den Riesen verderblich sein würde. — Als er hörte, wie Oluf's Schiff durch die Wellen rauschte, ging er an den Strand und blies die Wellen mit aller Macht dagegen an. — Die Wogen schwollen zu Bergen. Aber Oluf war mächtiger, als er, sein Schiff flog ungestört durch die Fluthen, wie der Pfeil vom Bogen. Er steuerte gerade auf unsere Insel zu. Als das Schiff so nahe war, daß Andfind es mit den Händen erreichen zu können glaubte, packte er das Vordertheil mit der rechten Hand, und war in Begriff, es zu Grunde zu ziehen, wie er das oft mit andern Schiffen gethan hatte. Aber Oluf, der schreckliche Oluf, schritt vorwärts und rief, die Hände kreuzend, mit lauter Stimme: „Stehe da, ein Stein, bis

zum jüngsten Tage!“ und in demselben Augenblicke wurde mein unglücklicher Gatte eine Felsenmasse. Das Schiff segelte ungehindert vorwärts und rannte gerade gegen den Berg, den es durchschnitt, und trennte von ihm die kleine dort liegende Insel.“

„Seit der Zeit ist all' mein Glück vernichtet, allein und traurig habe ich mein Leben verbracht. Nur an Juelabenden können versteinerte Riesen ihr Leben auf sieben Stunden wiedererhalten, wenn Einer von ihrem Stamme sie umarmt und zugleich bereit ist, hundert Jahre von seinem eigenen Leben dafür zu opfern. — Selten aber thut ein Riese das. — Ich liebte meinen Gatten zu zärtlich, um ihn nicht, so oft ich konnte, ins Leben zurückzurufen; sollte es mich das Theuerste kosten. — Ich zählte nie, wie oft ich es gethan hatte, damit ich nicht wüßte, wenn die Zeit kam, wo ich sein Schicksal theilen und in dem Augenblick, in dem ich ihn umschlang, Eins mit ihm werden sollte. Aber ach! selbst dieser Trost ist mir noch genommen. Ich kann ihn nie wieder durch Umarmung erwecken, seit er den Namen gehört hat, den ich nicht aussprechen darf, und nie wieder

wird er das Licht erblicken, bis die Morgendämmerung des jüngsten Tages es bringt."

„Ich scheide jetzt von hier. — Ihr werdet mich nimmer wiedersehen. — Alles, was hier im Hause ist, schenke ich Euch. — Nur mein Hackebret behalte ich. — Laßt es aber Niemanden wagen, sich auf den kleinen umliegenden Inseln niederzulassen. Dort wohnen die kleinen Unterirdischen, die Ihr bei dem Feste sahet, und die ich beschützen will, so lange ich lebe."

Mit diesen Worten verschwand sie. — Im nächsten Frühling brachte Orm das goldene Horn und die silbernen Sachen nach Drontheim, wo Niemand ihn kannte. Der Werth dieser köstlichen Medalle war so groß, daß er im Stande war, jedes einem reichen Manne nöthige Bedürfniß zu kaufen. — Er belud sein Schiff mit seinen Einkäufen und kehrte nach der Insel zurück, wo er lange Jahre in ungetrübter Seligkeit verlebte. Aslog's Vater versöhnte sich bald mit seinem reichen Schwiegersohne.

Das steinerne Bild blieb im Hause sitzen. Niemand war im Stande, es fortzubringen. Der Stein war so hart, daß Hammer und Axt in Stücke sprangen, ohne den geringsten Eindruck darauf zu machen. Der

Riese blieb dort, bis ein heiliger Mann zu der Insel kam, der ihn mit einem einzigen Wort auf seine alte Stelle, wo er sich noch jetzt befindet, zurückbrachte. Der kupferne Kessel, den die Unterirdischen zurückließen, wurde als ein Andenken auf der Insel, die noch jetzt die Hausinsel heißt, aufbewahrt.

Gioga's Sohn.

Mährchen der Shetlands-Inseln.

Die Mannschaft eines Bootes landete einmal auf einer Bank, in der Absicht, Seehunde zu jagen. — Sie hatte viel Glück, betäubte mehrere und streifte, während sie wie gelähmt lagen, ihnen die Haut mit dem daran klebenden Fell ab. Die todten Leichname ließ man liegen und machte sich auf, mit der Beute das Boot wieder zu besteigen und zu Papa Stour, wo man hergekommen war, zurückzukehren. Als die Leute sich aber eben einschiffen wollten, erhob sich ein solcher Sturm, daß sie wohl einsahen, sie dürften keinen Augenblick verlieren; ein Jeder eilte daher so schnell wie möglich in das Boot. Allen gelang es, nur Einem nicht, der unvorsichtiger Weise zurückgeblieben war. — Seine Gefährten woll-

ten ihn durchaus nicht zurücklassen, da er leicht dort umkommen konnte; die Wellen gingen aber zu hoch, daß es ihnen nach vielen vergeblichen Versuchen unmöglich war, das Boot nahe zu bringen, und sie sich gezwungen sahen, abzufahren und den unglücklichen Mann seinem Schicksal zu überlassen.

Eine dunkle stürmische Nacht erhob sich; die See schlug wüthend an die Felsen, und der arme verlassene Shetländer sah den gewissen Tod vor Augen, denn Hunger oder Kälte mußten zuletzt seinem Leben ein Ende machen, wenn ihn nicht früher die Brandung mit fortriß.

Endlich bemerkte er, wie mehrere von den Seehunden, die den Schiffern entschlüpft, sich der Bank näherten. — Als sie landeten, streiften sie ihre Seehundskleider ab und erschienen in ihrer wahren Gestalt, als See-Trows. — Ihr Erstes war, ihre Freunde, die betäubt und abgehäutet da lagen, wieder zu sich zu bringen. Diese nahmen, als es gelungen war, auch wieder ihre ursprüngliche Gestalt an, und zeigten sich als Unterseeische. Aber in traurigen Tönen, die der heulende Sturm wild begleitete, beklagten sie den Verlust ihrer Seegewänder, der ihnen für immer verwehrte, nach ihrer Heimath in

den tiefen Fluthen des atlantischen Oceans zurückzukehren. — Hauptsächlich trauerten sie um Ottaritinus, den Sohn der Gioga, der, seines Seehundsfelles beraubt, für immer auf der Oberwelt bleiben mußte.

Ihr Gesang wurde zuletzt unterbrochen, als sie den unglücklichen Bootsmann erblickten, der mit bebenden Gliedern und verzweifelnden Blicken die wüthenden Wellen, die jetzt über die Bank schlugen, anschaute. — Kaum gewahrte Gioga ihn, so machte sie augenblicklich den Plan, aus der gefährlichen Lage des Mannes Nutzen für ihren Sohn zu ziehen. Sie trat zu ihm, redete ihn freundlich an und versprach, ihn auf ihrem Rücken über die See zu Papa Stour zurück zu tragen, unter der Bedingung, daß er ihr ihres Sohnes Seehundsfell schaffte.

Der Handel war bald geschlossen. Gioga steckte sich in ihr seehundlich Kleid, aber den Shetländer verließ fast der Muth, als er die wild brausende Fluth ansah, die er durchreiten sollte. — Er bat daher die alte Dame, ihm zu erlauben, einige wenige Löcher in ihre Schultern zu schneiden, damit er sich besser festhalten könne, indem er ihr die Hand zwischen Fell und Fleisch steckte.

Gioga willigte aus mütterlicher Zärtlichkeit ein. —

Nachdem der Mann Alles in Ordnung gebracht hatte, stieg er auf, sie sprang augenblicklich in die See, durchschnitt dieselbe muthig und setzte ihn wohlbehalten zu Awes Gio bei Papa Stour an's Land. — Von dort ging er nach Skeo zu Hamma Voe, wo die Haut war, und löste sein Versprechen auf eine ehrenvolle Art, indem er ihr das Mittel verschaffte, ihren Sohn nach der Heimath zurückzubringen.

Das Ziegengesicht.

Neapolitanisches Mährchen.

Ein Bauer hatte zwölf Töchter, keine war einen Kopf höher als die andere; denn jedes Jahr schenkte die gute Frau Ceccuzza ihrem Manne ein Töchterlein, so daß der arme Schelm, um sie ehrlich durchzubringen, jeden Morgen hinging und den ganzen Tag hindurch grub, so daß man nicht füglich sagen könnte, ob ihm mehr Schweiß von der Stirn rann, oder er mehr in die Hand spie. — Kurz, er bewahrte seine kleine Heerde durch den Ertrag dieser Arbeit vor dem Hungertode.

Er grub eines Tages am Fuß eines Berges, der der Luginsland der anderen Berge war, so hoch streckte er sein Haupt in die Wolken, um zu sehen, was im Himmel vorging, und zwar nahe bei einer Höhle in diesem Berge,

die so dunkel, so dunkel war, daß die Sonne sich fürchtete hineinzugehen. Aus dieser Höhle kam eine grüne Eidechse, so dick wie ein Crocodil und der arme Bauer erschrak so sehr, daß er nicht die Kraft hatte, vom Flecke zu gehen, indem er fürchtete, von dem häßlichen Thiere verschlungen zu werden. Aber die Eidechse richtete sich auf und sagte: „Fürchte Dich nicht, guter Mann, denn ich will Dir nichts zu Leide, sondern etwas zu Gute thun." Als Masaniello, so hieß der Bauer, das hörte, fiel er auf die Kniee und sagte: „Madam Ungenannt, ich bin gänzlich in ihrer Macht; handeln Sie wie eine vortreffliche Person, und haben Sie Mitleiden mit diesem Stamm, der zwölf Aeste zu erhalten hat." — „Eben deswegen, sagte die Eidechse, bin ich geneigt Euch zu helfen; darum bringt mir Morgen früh Eure jüngste Tochter, ich will sie erziehen wie mein eigenes Kind und so lieb haben, wie mein Leben."

Als der arme Vater dieses hörte, wurde er bestürzter als ein Dieb, bei dem man das gestohlene Gut findet. Denn da die Eidechse nach einer von seinen Töchtern und zwar nach der jüngsten und zartesten fragte, so schloß er, daß auf dem Kleide keine Wolle sei, und daß sie wohl

nur einen Mund voll haben wolle, um Ihren Appetit zu beschwichtigen, er sagte daher zu sich selbst: „Gebe ich ihr meine Tochter, so gebe ich ihr meine Seele; schlage ich sie ihr ab, so nimmt sie meinen eignen Körper; überlasse ich sie ihr, so verliere ich meine eigenen Eingeweide; weigere ich mich, so saugt sie mir das Blut aus; willige ich ein, so gebe ich ihr einen Theil von mir; thue ich es nicht, so nimmt sie das Ganze. — Was soll ich thun? welchen Plan fassen? welchen Weg einschlagen? Das war ein schlechtes Tagewerk! Welches Unglück ist vom Himmel auf mich herabgefallen!

Während er so sprach, sagte die Eidechse zu ihm: „Entschließe Dich schnell und thue was ich Dir gesagt habe, oder Du wirst Deine Gebeine hier lassen, so will ich's haben und so soll es sein." — Als Masaniello dieß Urtheil hörte und nirgends zu appelliren wußte, so ging er ganz melancholisch nach Hause und so gelb im Gesicht, als wenn er die Gelbsucht hätte. Als Ceccuzza ihn so bleich, verfallen und elend sah, fragte sie ihn: „Was ist Dir widerfahren, Mann? Hast Du mit Jemandem Streit gehabt? Ist eine Pfändung im Werke gegen Dich? Oder ist der Esel gestorben?" „Nichts

von dem Allen, erwiederte Masaniello, aber eine gehörnte Eidechse hat mir solchen Schreck eingejagt; denn sie hat mir gedroht, daß sie mir den Garaus machen würde, wenn ich ihr nicht meine jüngste Tochter brächte. Mein Kopf dreht sich wie ein Kreisel. Ich weiß nicht, welchen Fisch ich nehmen soll, auf der einen Seite treibt mich die Liebe, auf der andern die Sorge für die Meinigen. Ich habe Renzolla sehr lieb, aber mein eigenes Leben auch. Gebe ich ihr nicht die Frucht meiner Lenden, so nimmt sie die ganze Masse dieses unglücklichen Körpers. Darum rathe mir, theure Ceccuzza, oder ich bin verloren." — Als die Frau das hörte, sagte sie: „Wer weiß, diese Eidechse macht vielleicht allem unsern Unglück ein Ende. Sieh doch, wie oft wir uns die Axt vor die Füße legen, und wenn wir Falkenaugen haben sollten, um das Gute zu sehen, das uns in die Arme läuft, so haben wir Schuppen auf den Augen. — Wir haben jetzt den Haken in der Hand, um das Glück festzuhalten, darum geh hin und bringe sie ihr, denn meine Ahnung sagt mir, es werde zum Besten der armen Kleinen sein."

Masaniello billigte ihre Rede, und am nächsten

Morgen, als die Sonne mit ihrer Strahlenbürste anfing, den Himmel zu scheuern, den die Schatten der Nacht beschmutzt hatten, nahm er das kleine Mädchen bei der Hand und führte es nach der Höhle. Die Eidechse, welche auf ihn wartete, kam sogleich auf ihn zu, gab ihm einen Beutel mit Patacken und sagte, das Kind nehmend: „Geh nur, und verheirathe Deine andern Töchter mit diesem Gelde und lebe glücklich, denn Renzolla hat Vater und Mutter gefunden; wohl ihr, daß ihr ein solches Glück begegnet!“

Masaniello, hoch erfreut, dankte sehr, kehrte zu seiner Frau zurück und zeigte ihr das Geld, mit dem er alle seine andern Töchter ausstattete und doch noch genug Essig übrig behielt, um die Mühen seines ganzen übrigen Lebens damit hinunter zu spülen.

Sobald die Eidechse Renzolla bekommen hatte, ließ sie einen prächtigen Palast erscheinen, brachte das Kind hinein und erzog es in solchem Glanz und Herrlichkeit, daß es selbst die Augen einer Königin geblendet haben würde. Ihr könnt sicher sein, daß es ihr nicht an Ameisenmilch fehlte. Ihre Nahrung paßte sich für einen Grafen und ihre Kleidung für einen Prinzen. Sie

hatte hundert Mädchen zu ihrer Bedienung und wurde durch die gute Behandlung in vier Secunden so rund wie ein Ring.

Es trug sich zu, daß der König, als er zufällig in dieser Gegend jagte, von der Nacht überrascht wurde und nicht wissend, wohin er sein Haupt legen solle, in dem Palaste Licht sah; deßhalb sandte er einen seiner Diener ab, um den Eigenthümer um ein Nachtquartier zu bitten. Als der Diener zu der Eidechse kam, die wie eine schöne Dame erschien, und sein Anliegen vorbrachte, so sagte sie, daß der König tausend Mal willkommen wäre, und es weder an Brod noch an einem Messer fehlen solle. — Der König begab sich, als er diese Antwort vernahm, dahin, und wurde wie ein Ritter empfangen. Hundert Pagen gingen ihm mit brennenden Fackeln entgegen, und sahen aus wie die Dienerschaft eines vornehmen Mannes. Hundert andere Pagen deckten den Tisch, und waren anzuschauen wie eben so viele Apothekerburschen, wie sie den Kranken Herzstärkung bringen. Hundert andere machten ein gewaltiges Geräusch mit Musik, über Alles aber war Renzolla, die den König bediente, und ihm mit so vieler Liebenswürdigkeit zu

trinken reichte, daß er mehr Liebe als Wein einschlürfte. —

Als das Mahl geendet war und die Tische abgedeckt, ging der König zu Bett und Renzolla zog ihm selbst die Strümpfe von den Füßen und das Herz aus der Brust, so gewaltig, daß er fühlte, wie das Gift der Liebe, sobald er von ihren schönen Händen berührt wurde, aus den Füßen in die Höhe stieg und seine Seele erfüllte. Um daher dem Tode zuvorzukommen, beschloß er, das Gegengift für diese Schönheiten zu versuchen und es sich zu verschaffen, und die Fee, welche Sorge für ihre Erziehung trug, rufend, verlangte er von ihr Renzolla zur Gattin. Da jene nur auf ihres Pflegekindes Glück bedacht war, so willigte sie nicht allein mit Freuden ein, sondern steuerte dasselbe auch noch mit sieben Beuteln Goldes aus.

Der König, hocherfreut über dieses Glück, reis'te mit Renzolla ab, die, ungezogen und undankbar nach so vielen ihr erzeigten Wohlthaten, bei dem Abschiede der Fee kein freundliches Wörtchen sagte. — Diese, entrüstet über ihr Betragen, verfluchte sie und wünschte, daß sie ein Gesicht wie eine Ziege bekäme. Kaum hatte sie dieß

geäußert, als sich auch schon ein, einen halben Fuß langer Bart an Renzolla's Kinn ansetzte; ihre Kinnbacken verlängerten sich, ihr Gesicht schrumpfte ein, aus ihren schönen Locken wurden ein Paar Hörner, kurz Renzolla hatte ein Ziegengesicht.

Als der arme König das sah, war er wie vom Donner gerührt, da er nicht begreifen konnte, wie es zuginge, daß eine Schönheit mit zwei Sonnen plötzlich so verändert werden könnte. — Seufzend und weinend rief er aus: „Wo sind die Locken, die mich fesselten? Wo ist der Mund, die Falle meiner Seele, die Angel meines Gemüthes, der Branntwein meines Herzens? Soll ich denn der Gatte einer Ziege sein und Bock heißen? Nein, nein, mein Herz soll nicht brechen um einer Ziege willen, die mich stößt und meine Hemden schmutzig macht. —

Dies sagend, schickte er, sobald er in seinem Palaste angekommen war, Renzolla in die Küche mit einem Dienstmädchen und gab jeder von ihnen ein Bund Flachs mit dem Befehl, es am Ende der Woche gesponnen zu haben.

Das Mädchen, dem Könige gehorsam, fing an den Flachs zu hecheln, bereitete ihn, that ihn auf die Spindel und arbeitete frisch, so daß sie am Sonnabend Abend fertig war. Renzolla, die aber glaubte, sie sei noch immer dieselbe, die sie im Hause der Fee gewesen war, weil sie nicht in den Spiegel gesehen hatte, warf den Flachs aus dem Fenster und sagte: „Das ist wahrhaftig recht hübsch vom Könige, mir eine solche Beschäftigung zu geben! Wenn er Hemden braucht, so kann er sich welche kaufen, und mich nicht für ihn sclaven lassen wollen. Er sollte sich erinnern, daß ich ihm sieben Beutel Goldes mitgebracht habe, und daß ich seine Frau und nicht seine Magd bin; er ist ein rechter Esel, mich so behandeln zu wollen.

Als nun der Sonntag herankam und sie sah, daß die Magd allen ihren Flachs gesponnen habe, fürchtete sie sich doch etwas gehechelt zu werden, und ging daher nach dem Palast der Fee, um dieser ihr Schicksal zu erzählen. Die Fee umarmte sie herzlich und schenkte ihr einen großen Beutel voll gesponnenen Flachses, um ihn dem Könige zu geben und ihm zu zeigen, daß sie eine gute Hausfrau sei. Renzolla nahm den Sack und ging,

ohne sich bei ihr zu bedanken, nach dem Palaste des Königs zurück, so daß die Fee nichts als Steine von dem Boden des undankbaren Mädchens erntete.

Als der König den Flachs in Empfang genommen hatte, gab er ihnen zwei Hunde, einen ihr, den andern dem Mädchen, mit dem Befehl, die Thiere zu füttern und aufzuziehen. Das Mädchen that das rechtschaffen und behandelte ihren Hund wie ein Kind. Aber Renzolla sagte: „Mein Page gab mir den Rath, wenn man Türken bekommt, so soll man sie hinauswerfen. Bin ich denn dazu da, Hunde zu kämmen und zu dressiren?" Bei diesen Worten warf sie den Hund aus dem Fenster, was ein ganz anderes Ding war, als wäre er in den Schooß gesprungen.

Nach einigen Monaten fragte der König nach den Hunden. Renzolla roch Unrath, und eilte wieder zu der Fee. Am Schloßthor fand sie aber einen alten Mann, der der Pförtner war und zu ihr sagte: „Wer bist Du und was willst Du?" Als sie sich so kurz anreden hörte, erwiederte sie: „Kennst Du mich nicht, Du Ziegenbart?" — „Reichst Du mir das Messer, versetzte der Alte. Da folgt ja der Dieb dem Büttel. Laß ab,

sagte der Topf, Du machst mich schmutzig. Wirf Dich hin, oder Du wirst fallen. — „Ich ein Ziegenbart! Du bist anderhalb Mal selbst ein Ziegenbart; denn Du verdienst das und noch mehr für Deine Unverschämtheit. Wart' ein Weilchen, und ich will es Dir klar machen; Du wirst sehen, wohin Dein Vornehmthun und Deine Schamlosigkeit Dich gebracht haben."

Bei diesen Worten lief er in ein kleines Zimmer, holte einen Spiegel und hielt ihn Renzollen vor das Gesicht, so daß diese, als sie ihr häßliches haariges Antlitz darin erblickte, beinahe vor Schrecken gestorben wäre. Rinaldo's Grausen, als er sich in dem bezauberten Schilde erblickte, war nichts gegen ihre Verzweiflung, da sie sich so entstellt sah. Der alte Mann sagte darauf zu ihr: „Du solltest Dich erinnern, Renzolla, daß Du die Tochter eines Bauern bist und die Fee Dich zum Range einer Königin erhoben hat; aber rohes, ungesittetes, undankbares Ding, hast ihr nicht die mindeste Erkenntlichkeit oder Zuneigung dafür bewiesen. Deßhalb nimm und sieh', geh' damit fort und komm des Uebrigen wegen zurück. Gute Sitten trittst

Du mit Füßen, jetzt weißt Du, was Du dafür bekommen hast; denn durch die Verwünschung der Fee hast Du nicht allein ein anderes Gesicht, sondern auch einen andern Stand bekommen. — Willst Du aber handeln, wie es sich für einen solchen weißen Bart geziemt, so wirf Dich der Fee zu Füßen, zerraufe Deinen Bart, zerkratze das Gesicht, zerschlage die Brust und bitte sie um Verzeihung für Dein schlechtes Betragen; sie ist gutherzig und wird Mitleid mit Deinem Unglück haben."

Renzolla, welche einsah, daß er den rechten Schlüssel berührt und den Nagel auf den Kopf getroffen habe, befolgte seinen Rath. Die Fee umarmte und küßte sie und gab ihr ihre ursprüngliche Gestalt wieder. Sie zog ihr darauf ein mit Gold reich besetztes Kleid an und brachte sie in einer prächtigen Kutsche, von einer großen Dienerschaft begleitet, wieder zu dem Könige zurück, der, als er sie so schön und so geschmückt sah, sich mehr als je in sie verliebte, sich wegen der Leiden, die sie hatte tragen müssen, aber auch zugleich mit dem häßlichen Ziegengesicht, das die Ursache gewesen war, entschuldigte.

So lebte nun Renzolla glücklich, liebte ihren Gatten, ehrte die Fee, und bezeigte sich dankbar gegen den alten Mann, nachdem sie auf ihre Kosten gelernt hatte, daß:

Es immer gut sei, artig zu sein.

Die gebrochenen Eide.

Rabbinisches Mährchen.

Es war einmal ein sehr reicher Mann, der nur einen Sohn hatte. Er ließ ihn in Allem unterrichten, so daß derselbe sehr gelehrt und geschickt wurde.

Vor seinem Tode gab der alte Mann ein großes Fest und lud die Vornehmsten aus der Stadt dazu ein. Als das Gastmahl vorbei war, rief er seinen Sohn und ließ ihn schwören, bei dem Namen des großen Gottes der ganzen Welt, daß er nie reisen oder aus dem Lande gehen wolle. Dann überließ er ihm seinen ganzen Reichthum unter dieser Bedingung, ließ ihn zu diesem Zwecke eine Schrift vor Zeugen unterzeichnen, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, und gab dieselbe einem der Vornehmsten in Verwahrung.

Einige Jahre nach dem Tode des Vaters kam ein großes Schiff, mit köstlichen Waaren beladen, aus Indien. — Der Capitain fragte bei seiner Ankunft nach dem Vater des jungen Mannes; man antwortete ihm, daß dieser gestorben sei und einen Sohn hinterlassen habe, und führte ihn zu der Wohnung des Letzteren. Zu diesem sprach er: „Herr, ich habe großes Gut hierher gebracht, das Deinem Vater gehört, und es ist noch sehr viel von seinem Eigenthum zurückgeblieben; wenn Du mit mir kommen willst, so wirst Du im Stande sein, große Reichthümer zu erlangen und Alles wieder zu bekommen, was Deinem Vater gehört." — Der Sohn antwortete ihm, daß er nicht reisen dürfe, indem er seinem Vater einen Eid geleistet habe, nie aus dem Lande zu gehen. — Trotz dem Allen hörte der Capitain aber nicht auf, ihn täglich zu überreden, so daß er ihm zuletzt das Wort gab, mit ihm reisen zu wollen.

Darauf ging er zu den gelehrten Rabbinen seiner Zeit, um zu sehen, ob sie ihn seines Eides entbänden. Diese riethen ihm aber, nicht das Land zu verlassen. Seine Gier nach Reichthümern war jedoch so groß, daß

er durchaus nicht auf ihre Rathschläge achtete, sich endlich entschloß und mit dem Capitain abreiste.

Als sie nun mitten auf der See waren, ging das Schiff entzwei, alle Waaren fielen ins Wasser und die ganze Mannschaft ertrank, der junge Mann ausgenommen, der sich auf einer Planke rettete. Das Wasser warf ihn von einer Stelle an die andere, bis es ihn endlich an das Ufer schleuderte. Hier war er aber in Gefahr, zu verhungern, da er nichts zu essen fand, als das Gras auf dem Felde, und nichts zu trinken, als fließendes Wasser.

Eines Tages näherte sich ihm ein außerordentlich großer Adler und setzte sich vor ihm nieder. — Der Jüngling, der ganz an seinem Leben verzweifelte, und nicht wußte, wo er war, besann sich wenig und bestieg den Adler, der mit ihm davon flog und ihn in einem bewohnten Lande niedersetzte, wo er ihn verließ. Da er sah, daß er in einem bewohnten Lande war, so freute er sich sehr, und fragte sogleich, wo der Oberrabbiner wohne. Alle Leute aber, die zugegen waren, verspotteten und verwünschten ihn, und sagten, er müsse sterben, weil er den seinem Vater geleisteten Eid gebrochen habe. Als er das

hörte, war er sehr verwundert darüber, daß sie es wußten; er ging aber nach dem Hause ihres Häuptlings, welcher ihm befahl, in seinem Hause zu bleiben, bis ihm sein Recht widerfahre, weil alle Bewohner dieses Landes Mazikin wären, und ihn umbringen wollten, da er den Tod, des gebrochenen Eides halber, verdiene. „Deshalb," schloß er, „wenn sie Dich verurtheilen und Dich zur Hinrichtung führen wollen, so schreie laut und sage: Ich rufe um Gerechtigkeit zu Gott und dem Könige. Der König wird dann das Aeußerste thun, Dich aus ihren Händen zu befreien und Du wirst am Leben bleiben."

Demzufolge nun fanden sie ihn schuldig, als er vor ihrem Senat, ihrem Fürsten und Großen verhört wurde, und verurtheilten ihn zum Tode nach dem göttlichen Gesetz. Und als sie ihn hinausführten, hob er seine Finger auf vor Gott und vor des Königs Majestät.

Als sie das hörten, brachten sie ihn zum Könige, der ihn verhörte und ihm sagte, dem Rechte nach verdiene er den Tod. Aber dann fragte der König ihn, ob er Moses Gesetz studirt habe oder kenne, oder den Talmud und die verschiedenen großen Schriftsteller, und sah, daß

er sehr gelehrt sei und ein großer Rabbi, und es quälte ihn sehr, daß er ihn tödten lassen solle. Der König bat daher, sie möchten die Hinrichtung bis auf den folgenden Tag verschieben, weil er die Sache in nähere Betrachtung ziehen wolle. — Als sie das hörten, wurden sie Alle ruhig und gingen fort.

Am folgenden Tage kamen die Senatoren, Statthalter, Häuptlinge und alles Volk in der Stadt zusammen, um des Königs Urtheilsspruch zu hören und die Hinrichtung des Mannes zu sehen, was, wie sie meinten, ein sehr merkwürdiger Anblick für sie sein würde.

Während sie nun sämmtlich versammelt waren, ließ der König, ehe er aus dem Palaste ging, um das Urtheil zu sprechen, den Mann rufen und fragte ihn, ob er bei ihm bleiben und seinen Kindern das, was er wisse, lehren wolle; in diesem Falle solle das Aeußerste geschehen, um ihn zu retten. — Er antwortete, er sei dazu bereit. — Der König ging darauf aus dem Palast, setzte sich auf seinen Richterstuhl, berief alle Häuptlinge und alles Volk und sprach Folgendes zu ihnen:

„Es ist wahr, daß Ihr diesem Manne den Tod, den er verdient, zugesprochen habt, aber keine Regel ohne

Ausnahme; ich glaube nicht, daß seine Zeit gekommen ist, denn wäre es Gottes Wille, daß er sterben sollte, so wäre er mit der ganzen übrigen Mannschaft am Bord des Schiffes gestorben, und nicht, wie jetzt, davon gekommen. — War es wiederum Gottes Wille, daß er sterben sollte, so würde er nicht das Land erreicht, und ein Adler würde ihn nicht hieher zu uns getragen haben, auf gleiche Weise hat ihn Gott von Euch befreit, denn Ihr hättet ihn auch erschlagen können. So ist er aus mannichfachen und großen Gefahren errettet worden, und deshalb scheint es mir richtig, daß er am Leben bleibe; was nun die Sünde des gebrochenen Eides betrifft, so ist das zwischen ihm und Gott, der ihn dereinst dafür bestrafen wird. Er soll deshalb von uns freigesprochen werden, und ich befehle, daß ihn Niemand berühre, oder ihm Böses thue; wer ihn beunruhigt, der soll sterben."

Als sie diese Worte des Königs gehört hatten, erklärten sie Alle mit dieser Entscheidung zufrieden zu sein, und der Mann blieb im Hause des Königs und unterrichtete dessen Kinder. — Er brachte drei Jahre in dem Palaste zu, hochgeehrt von Jedermann und von dem Könige, seiner Talente und seines Wissens wegen, sehr geschätzt.

Nun trug es sich zu, daß der König genöthigt war, an der Spitze eines Heeres auszuziehen, um eine Provinz, die sich empört hatte, zu bekämpfen. Als er im Begriff stand, abzureisen, rief er den Mann, gab ihm alle Schüssel zu seinen Palästen und Schatzkammern und sagte zu ihm: „Du kannst Alles beschauen, was in dem Lande und in den Palästen ist; hier hast Du aber den goldnen Schlüssel eines Palastes, diesen hüte Dich zu öffnen, denn ich werde Dich an demselben Tage, an welchem Du es thust, erschlagen." Darauf befahl er dem Volke, ihn zu ehren und ihm zu folgen, nahm Abschied von ihm und reiste ab.

Als der König fort war, öffnete und untersuchte er alle Paläste und alle Merkwürdigkeiten, die so beschaffen waren, daß er dergleichen in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, und die größten Reichthümer in der Welt betrachtete er; kurz, er sah Berge auf Berge von den größten Diamanten, und viele andere höchst wunderbare Sachen. Als er aber Alles gesehen hatte, war er noch nicht zufrieden, und wollte mehr sehen. Da seine Begierde sehr groß war, so wollte er den andern Palast öffnen; und denkend, daß es ihm keinen Schaden brin-

gen könne, beschloß er, es zu thun. Fünf oder sechs Mal näherte er sich demselben und zog sich immer wieder furchtsam zurück; endlich faßte er Muth und öffnete ihn.

Da waren sieben Gemächer, eins bei dem andern, und jedes voll von merkwürdigen Sachen. Im siebenten Gemach war die Prinzessin mit andern Frauen, reich gekleidet und sehr schön. Als sie ihn erblickte, seufzte sie und sagte: „Mann! Du dauerst mich! Wie bist Du hieher gekommen? Wo ist Deine Achtung vor dem Rathe meines Vaters, der Dich beschwor, diesen Pallast nicht zu öffnen, als er Dir die Schlüssel zu seinen Pallästen und Schätzen gab und Dir streng verbot, nicht hieher zu kommen? Wisse, daß mein Vater kommt und Dich sicherlich erschlägt. Willst Du aber meinem Rathe folgen und mich ehelichen, so will ich Dich retten, Du mußt mir jedoch einen Eid leisten, daß Du es thun willst." Er erwiederte, er wolle es thun, schwur es ihr und gab es ihr handschriftlich. Darauf sagte sie zu ihm: „Wenn Dich mein Vater fragt, warum Du den Pallast geöffnet hast, so antworte ihm und sage, Du wollest mich heirathen, und er wird Dich entkommen lassen und Dich nicht erschlagen."

Kaum hatte sie zu reden aufgehört, als der König in den Pallast trat, mit gezogenem Schwerdte, um ihn zu tödten. — Der Mann warf sich auf die Erde und begann ihn zu bitten und sagte, er wünsche die Prinzessin zu heirathen. Als der König das hörte, freute er sich, daß er dableiben wolle und seinen Kindern all sein Wissen lehren wolle; denn er war sehr geschickt. Er antwortete ihm deshalb, er wolle es seiner Tochter überlassen, ob sie ihn nehmen wolle oder nicht. — Der König befragte diese nun und sie antwortete: „Was mein König für mich thut, ist wohl gethan.“ Da gab der König seine Einwilligung; der Contract wurde gemacht, allen Oberhäuptern der Stadt Nachricht gegeben und die Hochzeit zwei Monate später festgesetzt.

Als die bestimmte Zeit gekommen war, wurden alle Oberhäupter der Provinzen des Königreiches eingeladen und ein großes Fest zur Feier der Hochzeit gegeben. So sahen sich die Liebenden zu ihrer großen Freude und Glückseligkeit mit einander vermählt.

Als sie nach dem Feste Beide sich allein befanden, sagte sie zu ihm: Siehe, ich bin nicht Deines Gleichen, und Du siehst, Gott sei Dank, daß mein Leib doch ohne

Fehl ist; bist Du jedoch, wiewohl wir öffentlich mit meines Vaters Einwilligung mit einander vermählt worden sind, nicht geneigt, mit mir zu leben, so habe Deine Freiheit; Niemand soll es wissen; willst Du aber mit mir leben, so schwöre, mich nie zu verlassen.

Er erwiederte, daß er wohl zufrieden mit Allem sei, schwur es ihr, schrieb es auf Papier, unterzeichnete es und gab es ihr, und sie lebten manches Jahr glücklich, wie Mann und Weib, und bekamen Kinder; ihr Erstgeborner wurde Salomon, nach dem König Salomon, genannt.

Gleich nach der Hochzeit ließ der König ausrufen, daß sein Schwiegersohn der Zweite im Königreiche sein, Urtheile sprechen und diejenigen, die Strafe verdienten, bestrafen solle. Dies geschah mit allgemeiner Einwilligung der Großen des Landes.

Nach einigen Jahren aber wurde der Mann sehr ängstlich und tiefsinnig; seine Frau fragte ihn mehrere Male, was ihn quäle, aber er wollte es ihr nie sagen; sie redete ihm aber so lange zu, bis er es that, und ihr gestand, daß er, wenn er seine Kinder anblicke, sich seiner andern Kinder und seiner andern Frau erinnere, und sich sehne, diese noch ein Mal wieder zu sehen. Sie er-

wiederte: „Mein theurer Gatte, laß Dich das nicht betrüben, denn wenn Du sie wiedersehen willst, so kannst Du sie sehen.“ Er entgegnete: „Wenn Du mir diese Gunst und Gnade erzeigen willst, so werde ich sehr dankbar sein.“ Sie fragte ihn, wie lange er bei seiner Frau und bei seinen Kindern zu bleiben wünsche, und er antwortete: „Drei Monate,“ aber sie sagte: „Nein, ich gebe Dir ein Jahr, unter der Bedingung, daß Du sogleich nach Ablauf dieser Zeit zu mir zurückkehrst.“ Er entgegnete: „Wenn Du mir diese Gunst erzeigst, so will ich Alles thun, was Du befiehlst.“ Sie sagte: „Schwöre einen Eid, daß Du Wort hältst.“ Da schwur er, schrieb es auf Papier und gab es ihr.

Nun rief sie einen ihrer Diener und befahl diesem, ihn so schnell wie möglich nach seinem Hause zu bringen, nach Verlauf weniger Minuten war er dort bei seiner Frau und seinen Kindern. — Der Diener fragte ihn darauf, ob er etwas an seine Herrin zu befehlen habe. Er erwiederte: „Ich habe nichts zu thun mit Dir und Deiner Herrin. Ich bin nun bei meiner Frau und meinen Kindern; ich kenne keine Andere und habe keine Botschaft für Dich.“

Der Diener kehrte zu seiner Gebieterin zurück und

diese fragte ihn, was sein Herr gesagt habe und ob er ihm irgend einen Auftrag gegeben. Er antwortete: Herrin, wenn ich Dir sage, was er gesagt hat, so glaubst Du mir nicht." Sie drang nun in ihn und er sagte Alles. Sie erwiederte: „Das hat nichts zu bedeuten."

Er blieb nun höchst fröhlich bei den Seinen; nach Ablauf des Jahres aber sandte seine Gattin einen Boten zu ihm, um ihn zurückzurufen, weil das Jahr verflossen war. Er antwortete aber, er käme nicht und habe nichts zu thun mit ihnen, da er ein Mensch sei, und habe auch weiter nichts zu sagen. Der Bote kehrte zurück und meldete es seiner Herrin; diese sandte neue Boten von höherem Stande, indem sie sagte, dieser Eine sei nicht hinreichend gewesen. Er gab aber wieder dieselbe Antwort. Sie sandte noch Vornehmere, drei oder vier Mal, und war zuletzt genöthigt, ihren Sohn Salomon zu schicken. —

Als er seinen Sohn sah, umarmte er ihn, und fragte ihn, was er wolle. Dieser erzählte ihm, seine Mutter habe ihn gesendet, damit er mit ihm zurückkehre, und wolle er nicht, so würde sie selbst kommen und sich an ihm rächen. Der Vater erwiederte, daß er nicht gesonnen sei, sein Haus zu verlassen und bei Weib und Kin-

dern bleiben wolle, die menschliche Wesen wären, gleich ihm. Als nun der Sohn sah, daß es kein Mittel gebe, ihn zu bewegen, kehrte er zu seiner Mutter zurück und erzählte ihr Alles. —

Die Mutter war nun genöthigt, selbst mit einem großen Heere hinzukommen. Als sie vor der Stadt anlangten, wo der Mann wohnte, sagten sie zu der Prinzessin, sie wollten hineingehen und den Mann, der ihr Gatte sei und alles Volk in der Stadt erschlagen, aber sie antwortete: „Nein, es hat keiner die Erlaubniß, einen Hebräer zu tödten, da diese, wenn sie sich schlafen legen, zu Gott beten, er möge sie beschützen und behüten vor allen Mazikin; deshalb haben wir weder das Recht, noch die Erlaubniß, sie anzurühren, und wenn wir ihnen ein Leid zufügen, so werden wir von dem Gotte Israel's der die ganze Welt regiert, bestraft. Deshalb bleibt Ihr hier vor der Stadt, und Morgen früh will ich mit meinem Sohne Salomon aufstehen und nach der Schule der Rabbinen gehen und dem Sanhedrin, ob sie mir Recht verschaffen wollen; wollen sie es nicht, so will ich mich selbst an ihm und an ihnen rächen." Alle antworteten und sagten: „Das ist wohlgesprochen."

Am Morgen erhob sie sich mit ihrem Sohne Salomon und ging in die große Schule, wo das göttliche Gesetz gelehrt wurde. Die Männer rathschlagten dort, als sie eine Stimme laut schreien und sagen hörten: „Gerechtigkeit vor Gott und vor Euch, an Solchem, meinem Gatten!“ und alle Leute erschraken und waren erstaunt, als sie drei Mal diese Stimme hörten und Niemand sahen. Sie schickten zu dem Manne, welcher kam und ihnen Alles erzählte und sagte, er sei nicht gewillt, mit ihr zu gehen. Sie hörten wieder die Stimme, welche rief: „Hier sind seine Eide, von ihm unterschrieben, welche er schwur und jedes Mal unterschrieb.“ Darauf fielen drei beschriebene Papiere vor ihnen nieder. Sie lasen sie und fragten ihn, ob das seine Unterschrift sei. Er bejahte es. Darauf sagten sie zu ihm: Es wäre schlecht, so viele Eide zu brechen, und es sei kein Ausweg, er müsse mit ihr gehen, dahin, wo er so manches Jahr gelebt habe mit ihr, wo sie ihn vom Tode gerettet und ihm Kinder geboren habe. „Was uns betrifft, so rathen wir Dir, mit ihr zu gehen, denn wenn Du es nicht thust, so wird es böse werden; sie ist kein gewöhnliches Weib, sondern eine Prinzessin, und verdient Be-

achtung, besonders da sie das Recht auf ihrer Seite hat.“ Er antwortete, er wolle ihr ihren Scheidebrief geben, aber sie erwiederte, das gezieme ihrer Ehre nicht. Kurz, er weigerte sich durchaus, mit ihr zu gehen.

Nach vielem Hin- und Herstreiten, und als sie sah, daß er sich nicht überreden lasse, sagte sie: „Herren! Ich bin Euch sehr verflichtet und dankbar, denn ich sehe, daß Ihr mir die Gerechtigkeit Gottes erzeiget, aber er will sie nicht annehmen. Ihr seid frei und die Sünde wird auf seiner Seele sein. — Deshalb, da nichts bei ihm hilft, bitte ich Euch, daß er sich von mir umarmen und mich Abschied von ihm nehmen lasse. Er erwiederte, das könne sie thun, aber sie zog ihm die Seele aus dem Körper, als er sie umarmte, und er fiel todt nieder.

Darauf sagte sie: „Hier ist sein Sohn Salomon, der einer der Eurigen ist. Ich will ihm hinlängliche Reichthümer geben, und er soll erben mit den Kindern des andern Weibes, und Ihr werdet ihn unter Euch zu einem großen Rabbi machen; denn er ist sehr geschickt, wie Ihr das sehen könnt, wenn Ihr ihn befragt. Lebt wohl!“ so redend, schied sie mit ihrem Heere.

Die verheirathete Meermaid.

Mährchen der Shetlands-Inseln.

An einem schönen Sommerabende ging ein Einwohner von Unst auf dem sandigen Rande einer Voe spazieren. Der Mond hatte sich erhoben, und er sah bei dessen Licht eine Menge Unterirdischer, die eifrig auf dem weichen Sande tanzten. — Neben ihnen lagen mehrere Seehundsfelle auf der Erde.

Als der Mann sich den Tänzern näherte, hörten sie alle plötzlich auf, und eilten schnell wie der Blitz ihre Gewänder in Sicherheit zu bringen; dann sich ankleidend, sprangen sie als Seehunde in die See. Da nun der Shetländer die Stelle betrat, wo sie gewesen waren, und die Augen auf den Boden richtete, bemerkte er, daß sie eins von den Fellen, das gerade vor seinen Füßen

lag, zurückgelassen hatten. — Er ergriff es, trug es schnell fort und brachte es in Sicherheit.

Als er an's Ufer zurückkehrte, sah er das schönste Mädchen von der Welt; es ging auf und nieder, und beklagte in den traurigsten Tönen den Verlust seines Seehundgewandes, ohne welches es nie hoffen konnte, wieder zu seinen Verwandten und Freunden unter dem Wasser zurückzukehren, sondern wider Willen auf der Oberwelt bleiben mußte.

Der Mann näherte sich der Jungfrau, und versuchte sie zu trösten; umsonst, sie wollte nicht getröstet sein. Sie bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, ihr das Gewand zurückzugeben; aber der Anblick ihres holdseligen Gesichtes, das die Thränen noch verschönten, hatte sein Herz verhärtet. — Er stellte ihr die Unmöglichkeit ihrer Rückkehr vor, daß ihre Freunde und Verwandten sie endlich aufgeben würden, und schloß damit, daß er ihr sein Herz und seine Hand antrug.

Da sie fand, daß ihr nichts Anderes übrig blieb, willigte sie zuletzt ein, seine Frau zu werden. Sie

wurden verehelicht und lebten manches Jahr mit einander, während welcher Zeit sie mehrere Kinder zeugten, die außer einer dünnen Haut zwischen den Fingern und einer Beugung der Hand, wodurch diese Aehnlichkeit mit der Vorderpfote eines Seehundes bekam, keine weiteren Spuren ihrer seeischen Abkunft an sich trugen; jene Merkmale charakterisiren aber noch heutigen Tages die Abkömmlinge dieser Familie.

Des Shetländers Liebe zu seinem schönem Weibe war unbegrenzt; sie erwiederte hingegen seine Neigung nur sehr kalt. Oft schlich sie sich allein fort, und eilte zum einsamen Strande, wo auf ein gegebenes Zeichen ein sehr großer Seehund erschien, mit dem sie sich ganze Stunden in einer unbekannten Sprache unterhielt; gewöhnlich kehrte sie dann nachdenkend und traurig nach Hause zurück.

Jahre verstrichen, und ihre Hoffnung die Oberwelt verlassen zu können, war fast gänzlich verloschen, als die Kinder zufällig eines Tages ein Seehundsfell hinter einem Haufen Getraide fanden. Erfreut über diese Beute, liefen sie eifrig zu ihrer Mutter, ihr dasselbe

zu zeigen. — Mit Entzücken betrachtete jene das Fell; denn sie erkannte ihr Gewand, dessen Verlust sie so betrübt hatte. Jetzt glaubte sie sich von allen Banden befreit, und war in Gedanken schon bei ihren Freunden unter den Wellen. — Eins nur gab es, das ihrer Wonne Fesseln anlegte. Sie liebte ihre Kinder zärtlich und sollte sie jetzt für immer verlassen. — Doch wogen diese die Lust, die ihrer wartete, nicht auf; deshalb umarmte und küßte sie sie, ergriff das Fell und eilte an den Strand.

Gleich nachher kam ihr Gatte heim und die Kinder erzählten ihm, was sich zugetragen hatte. Er errieth augenblicklich das Wahre, und eilte, von Angst uud Liebe getrieben, ihr nach. — Doch kam er nur an, um zu sehen, wie sie in der Gestalt eines Seehundes, herab vom Felsen in die Fluth sprang. —

Der große Seehund, mit dem sie sich gewöhnlich zu unterhalten pflegte, gesellte sich alsbald zu ihr, wünschte ihr Glück zu ihrer Flucht, und beide verließen zusammen das Ufer. — Ehe sie aber schied, wandte sie sich zu ihrem Gatten, der in stummer Verzweiflung auf

dem Felsen stand, und dessen Trauer ihr Mitleid erregte. Lebe wohl! rief sie ihm zu, alles Glück mit Dir. — Ich habe Dich wahrhaft geliebt, so lange ich bei Dir war, aber meinen ersten Gatten liebte ich stärker.

Die Gräfin vom Quell.

Altbretonische Sage.

König Arthur war zu Caerleon am Usk und eines Tages saß er in seinem Gemache und bei ihm war Owain, der Sohn Kyners, und Gwenhwyvar und ihre Dienerinnen am Fenster, mit Nadelarbeit. Und wenn man sagen sollte, daß da ein Pförtner in Arthur's Palaste war, da war keiner. Glewlwyd Gavaelvawr war da, handelnd als Pförtner, Gäste und Freunde zu bewillkommnen und sie mit Ehre zu empfangen und sie von den Sitten und Gebräuchen des Hofes zu benachrichtigen, und die zu leiten, welche zur Halle kamen oder zum Empfangzimmer, und Diejenigen, welche kamen, um ihre Wohnung einzunehmen.

Im Mittelpunkte des Zimmers saß König Arthur auf

einem Sitze von grünen Binsen, über welche eine Decke gebreitet war von rothgelbem Taffet, und ein Kissen von rothem Taffet war unter seinem Elnbogen.

Darauf sprach Arthur: „Wenn ich dächte, daß Ihr mich nicht tadeln würdet,“ sagte er, so möchte ich schlafen, während ich auf mein Mahl warte; und Ihr könnt Einer den Anderen unterhalten mit der Erzählung von Geschichten und könnt eine Flasche Meth und etwas Fleisch von Kai bekommen.“ Und der König legte sich hin zu schlafen. Und Kynon, der Sohn Clydno's, forderte von Kai, was Arthur ihnen versprochen hatte. „Ich will aber auch die gute Geschichte haben, die er mir versprach“, sagte Kai. „Nein!“ antwortete Kynon, „hübscher wird es für Dich sein, zuerst Arthur's Geheiß zu erfüllen und dann wollen wir Dir die beste Geschichte erzählen, die wir wissen.“ Nun ging Kai in die Küche und in den Methkeller und kam wieder, eine Flasche Meth und einen goldenen Becher tragend und eine Hand voll Speiler, auf denen gekochte Schnitte Fleisch waren, dann aßen sie die Fleischschnitte und begannen den Meth zu trinken. „Nun“, sagte Kai, ist's Zeit für Euch, mir eine Geschichte zu geben.“ — „Kynon“, sagte

Awain, „bezahle Du Kai die Geschichte, die ihm zukommt.“ — „Wahrlich“, sagte Kynon, Du bist älter und ein besserer Erzähler von Geschichten, und hast mehr wunderbare Dinge gesehen, als ich; bezahle Du daher Kai seine Geschichte.“ — „Beginne Du selbst“, entgegnete Owain, „mit dem Besten, das Du weißt.“ — „Das will ich thun“, antwortete Kynon.

„Ich war der einzige Sohn meiner Mutter und meines Vaters und war außerordentlich hochstrebend und meine Verwegenheit sehr groß. Ich dachte, es sei kein Unternehmen in der Welt zu mächtig für mich und nachdem ich alle Abenteuer vollbracht, die in meinem eigenen Lande waren, rüstete ich mich und machte mich auf die Reise durch Wüsten und ferne Gegenden. Da traf es sich endlich, daß ich in das schönste Thal von der Welt kam, in welchem Bäume von gleichem Wuchse waren, ein Fluß lief durch das Thal und ein Pfad war zur Seite des Flusses. Und ich folgte dem Pfade bis Mittag und ich setzte meine Reise durch den Rest des Thales bis zum Abend fort, und am Ende der Ebene kam ich zu einem großen und glänzenden Schlosse, an dessen Fuße ein Bergstrom war. Und ich näherte mich dem Schlosse und

dort sah ich zwei Jünglinge mit gelbem, lockigen Haar. Jeder hatte eine Stirnbinde von Gold auf dem Haupte und war gekleidet in ein Gewand von gelbem Taffet und sie hatten goldene Spangen auf den Risten. In Jedes Hand war ein elfenbeinerner Bogen mit den Sehnen des Hirsches bespannt und ihre Pfeile hatten Schafte von Wallfischknochen und waren befiedert mit Pfauenfedern. Die Schafte hatten auch goldene Köpfe. Und sie hatten Dolche mit goldenen Klingen und mit Griffen von Wallfischknochen. Und sie schossen nach ihren Dolchen. Ein Stückchen Weges von ihnen sah ich einen Mann in der Blüthe des Lebens, mit seinem Barte kürzlich geschoren, gekleidet in ein Gewand und einen Mantel von gelbem Taffet und rund um die Spitze seines Mantels war eine Binde von goldenen Schnüren. An den Füßen hatte er Schuhe von buntem Leder, die mit zwei goldenen Buckeln befestigt waren. Als ich ihn sah, ging ich auf ihn zu und begrüßte ihn, und seine Höflichkeit war so groß, daß er meinen Gruß sogleich erwiederte, wie er ihn empfing. Und er ging mit mir nach dem Schlosse. Nun gab es keine Bewohner im Schlosse, als die, so in der Halle waren. Und da sah ich vierundzwanzig

Fräulein, in Taffet stickend, an einem Fenster. Und das sage ich Dir, Kai, daß die am wenigsten Schöne von ihnen schöner war, als das schönste Mädchen, das Du je gesehen auf der Insel Britannien; und die am wenigsten Liebliche von ihnen war lieblicher als Gwenhwyvar, die Gattin Arthur's, als sie am Lieblichsten erschien bei dem Opfer am Weihnachtstage oder bei dem Osterfest. Sie standen auf, als ich kam, und sechs von ihnen nahmen mein Pferd und entkleideten mich meiner Rüstung, und sechs andere nahmen meine Waffen und wuschen sie in einem Gefäß, bis dieselben ganz glänzend waren. Und die dritten Sechs breiteten Tücher über die Tische und bereiteten Fleisch. Und die vierten sechs zogen mir meine schmutzigen Kleider aus und andere an; nämlich ein Unterkleid und ein Wamms mit feinem Linnen, und ein Kleid, und ein Ueberkleid und einen Mantel von gelbem Taffet mit einem breiten, goldenen Streif auf dem Mantel. Und sie legten Kissen, sowohl unter mich wie um mich herum mit Ueberzügen von rothen Linnen. Und ich setzte mich hin. Die sechs Mädchen nun, die mein Pferd genommen hatten, zäumten es ab, als wenn sie die besten Knappen auf der Insel Britannien gewesen

wären. Denn siehe, sie brachten Becken von Silber, in denen Wasser zum Waschen war, und Handtücher von Leinewand, einige grün und einige weiß, und ich wusch mich. Und in einer kleinen Weile setzte sich der Mann an den Tisch. Und ich saß neben ihm und weiter unten saßen alle die Mädchen, die ausgenommen, welche aufwarteten. Und der Tisch war von Silber und die Tücher auf dem Tische von Leinewand. Und kein Gefäß wurde auf den Tisch gebracht, das nicht entweder von Gold oder von Silber oder von Büffelhorn war. Und unser Fleisch wurde uns gebracht. Und wahrlich, Kai, ich sah da jede Art von Fleisch und jede Art von Getränk, die ich je irgendwo sah, aber das Fleisch und das Getränk wurden besser dort aufgetragen, als ich es je an irgend einem anderen Orte sah."

Bis die Mahlzeit halb vorbei war, sprachen weder der Mann, noch eins von den Fräulein ein einziges Wort zu mir; aber als der Mann bemerkte, daß es mir angenehmer sein würde, mich zu unterhalten, als noch etwas zu essen, so begann er mich zu fragen, wer ich sei. Ich sagte, ich sei froh zu finden, daß Jemand da sei, der sich mit mir unterhalten wolle, und daß es

nicht als ein großes Verbrechen an dem Hofe betrachtet würde, wenn die Leute mit einander die Unterhaltung pflögen. „Häuptling", — sagte der Mann — „wir würden früher mit Dir gesprochen haben, aber wir fürchteten, Dich während der Mahlzeit zu stören. Nun wollen wir jedoch mit einander reden". — Nun sagte ich dem Manne, wer ich sei und was die Ursache meiner Reise. Und sagte, daß ich suche, ob mir Jemand überlegen sei oder ob ich die Meisterschaft über Alle gewinnen könne. Der Mann sah mich an und lächelte und sagte: „Wenn ich nicht fürchtete, Dich zu sehr zu betrüben, so würde ich Dir das zeigen, was Du suchst." Darüber wurde ich ängstlich und kummervoll, und als der Mann das bemerkte, sagte er: „Wenn Du möchtest, daß ich Dir eher Deinen Nachtheil, als Deinen Vortheil zeige, so will ich es thun. Schlafe diese Nacht hier und am Morgen stehe früh auf und nimm den Weg aufwärts durch das Thal, bis Du den Wald erreichst, durch welchen Du hieher kamst. Etwas in den Wald hinein wirst Du einen Weg treffen, der zur Rechten abgeht, den mußt Du verfolgen, bis Du an einen weiten eingefaßten Platz kommst mit einem Erdhügel in der Mitte. Und Du

wirst sehen einen schwarzen Mann von großer Gestalt auf der Spitze des Hügels: er ist nicht kleiner von Gestalt, als zwei von den Menschen dieser Welt. Er hat nur einen Fuß und nur ein Auge mitten auf der Stirn. Und er hat eine Keule von Eisen, und es ist gewiß, daß es keine zwei Menschen in der Welt giebt, die nicht ihre Last an dieser Keule fänden. Und er ist nicht ein angenehmer Mann, sondern im Gegentheil, er ist entsetzlich häßlich und er ist der Waldwart jenes Waldes. Und Du wirst tausend wilde Thiere um ihn her grasen sehen. Frage ihn nach dem Wege aus dem Platz und er wird Dir kurz antworten und Dir den Weg zeigen, auf welchem Du finden wirst, was Du suchst."

„Und lang schien mir jene Nacht. Und am nächsten Morgen stand ich auf und rüstete mich und bestieg mein Pferd und ritt gerade durch das Thal nach dem Walde und folgte dem Kreuzwege, welchen der Mann mir beschrieben hatte, bis ich zuletzt an den Platz kam. Und dort war ich drei Mal mehr erstaunt über die Zahl von wilden Thieren, die ich sah, als der Mann gesagt hatte, daß ich sein würde. Und der schwarze Mann war da, sitzend auf der Spitze des Hügels, hoch von Gestalt,

wie der Mann mir gesagt hatte, daß er sei. Ich fand, daß er bei Weitem die Beschreibung übertraf, die er mir von ihm gemacht. Was die eiserne Keule betrifft, von der der Mann mir erzählt hatte, daß es eine Last für zwei Männer sei, so bin ich überzeugt, Kai, daß es eine schwere Last für vier Krieger sein würde, sie aufzuheben. Und sie war in des schwarzen Mannes Hand. Und er sprach nur mit mir zur Antwort auf meine Fragen. Dann fragte ich ihn, welche Macht er über jene Thiere habe. „Ich will Dir's zeigen, kleiner Mann,“ sagte er. Und er nahm seine Keule in die Hand und gab mit derselben einem Hirsch einen starken Schlag, so daß er heftig schrie und bei seinem Schreien kamen die Thiere zusammen, so zahlreich, wie die Sterne am Himmel, so daß es schwer für mich war, Raum auf dem Platze zu finden, um unter ihnen zu stehen. Da waren Schlangen und Drachen und verschiedene Arten von Thieren. Und er sah sie an und befahl ihnen zu gehen und zu fressen. Und sie beugten ihre Häupter und huldigten ihm, wie Vasallen ihrem Herrn.“

„Darauf sagte der schwarze Mann zu mir: „Siehst Du nun, kleiner Mann, welche Macht ich über diese

Thiere habe?" Dann fragte ich ihn nach dem Wege; und er wurde sehr rauh in seiner Weise gegen mich; doch fragte er mich, wohin ich gehen wolle. Und als ich ihm gesagt hatte, wer ich sei und was ich suche, wies er mich zurecht. „Schlage," sagte er, „den Pfad ein, der nach der Spitze des Platzes führt und steige die waldige Höhe hinan, bis Du ihren Gipfel erreichst; und dort wirst Du finden einen offenen Raum, gleich einem weiten Thale, und in der Mitte desselben einen hohen Baum, dessen Zweige grüner sind, als die grünsten Fichtenbäume. Unter diesem Baum ist ein Quell und zur Seite des Quells eine marmorne Platte, und auf der marmornen Platte ein silbernes Becken, durch eine silberne Kette befestigt, so daß es nicht fortgetragen werden kann. Nimm das Becken und gieße ein Becken voll Wasser auf die Platte und Du wirst einen gewaltigen Donnerschlag hören, so daß Du glaubst, Himmel und Erde zittern vor seiner Wuth. Mit dem Donner wird ein so starker Schauer kommen, daß es Dir kaum möglich sein wird, ihn zu ertragen und zu leben. Und der Schauer wird von Schloßen sein. Und nach dem Schauer wird das Wetter schön werden, aber jedes Blatt, das auf dem

Baume war, wird von ihm abgeschlagen worden sein. Dann wird eine Flucht Vögel kommen und sich auf dem Baume niederlassen und in Deinem eigenen Lande hörtest Du nie so süßen Gesang, als den, den sie singen werden. Und in dem Augenblicke, wo Du am meisten entzückt sein wirst von dem Gesange der Vögel, wirst Du ein Murmeln und Klagen das Thal entlang auf Dich zukommen hören.

Und Du wirst einen Reiter sehen auf einem kohlschwarzen Pferde, gekleidet in schwarzen Sammet und mit einem Fähnlein von schwarzem Linnen auf seiner Lanze, und er wird auf Dich zureiten mit äußerster Eile, um Dich anzugreifen. Fliehst Du vor ihm, so wird er Dich einholen, und bleibst Du dort, so gewiß wie Du ein berittener Ritter bist, so wird er Dich zu Fuß zurücklassen. Und findest Du keinen Verdruß in dem Abenteuer, so brauchst Du ihn während Deines ganzen übrigen Lebens nicht zu suchen."

So ritt ich weiter, bis ich den Gipfel der Höhe erreichte. Und dort fand ich jedes Ding, wie es der schwarze Mann mir beschrieben hatte.

Und ich ritt bis zu dem Baum und unter demselben

sah ich den Quell und neben diesem die Marmorplatte, und das silberne durch die Platte befestigte Becken. Da nahm ich das Becken und goß ein Becken voll Wasser auf die Platte und darauf, siehe, kam der Donner, viel heftiger als mich der schwarze Mann ihn hatte erwarten lassen; und nach dem Donner kam der Schauer; und in Wahrheit sage ich Dir, Kai, daß es weder Menschen noch Thiere giebt, die den Schauer aushalten und leben könnten. Denn keine von diesen Schlossen wurde aufgehalten, weder von dem Fleisch, noch von der Haut, bis sie den Knochen erreicht hatte. Ich drehte meines Rosses Flanke dem Schauer zu und legte die Spitze meines Schildes über dessen Kopf und Nacken, während ich den oberen Theil desselben über meinem Haupte hielt. Und so widerstand ich dem Schauer. Als ich nach dem Baume sah, war nicht ein einziges Blatt auf demselben und dann wurde der Himmel klar, und siehe, dabei ließen sich die Vögel auf den Baum nieder und sangen. Und wahrlich, Kai, ich hörte nie einen Gesang diesem ähnlich, weder vorher, noch nachher. Und als ich am Meisten entzückt war, den Vögeln zuzuhören, siehe, da wurde eine murrende Stimme gehört durch das Thal, die sich

mir näherte, und sagte: O Ritter, was hat Dich hieher gebracht? Was habe ich Dir Böses gethan, daß Du so gegen mich und meine Besitzungen handeltest, wie Du es heute thatest? Weißt Du nicht, daß der Schauer in meiner Herrschaft weder Menschen noch Thiere am Leben ließ, die ihm ausgesetzt waren?" Und darauf, siehe, erschien ein Ritter auf einem schwarzen Rosse, gekleidet in dunkelschwarzen Sammet und mit einem Wappenrock von schwarzem Linnen angethan. Und wir griffen einander an und da der Angriff wüthend war, so dauerte es nicht lange, bis er mich aus dem Sattel gehoben hatte. Dann steckte der Ritter den Schaft seiner Lanze durch den Zügel meines Pferdes und ritt fort mit den beiden Pferden, mich lassend, wo ich war. Und er kümmerte sich nicht einmal so viel um mich, daß er mich gefangen nahm, noch beraubte er mich meiner Waffen. So kehrte ich des Weges zurück, auf welchem ich gekommen war. Und als ich den Platz erreichte, wo der schwarze Mann war, so gestehe ich Dir, Kai, es war ein Wunder, daß ich nicht zu einem flüssigen Pfuhl zerschmolz, durch die Schaam, die ich bei des schwarzen Mannes Spott fühlte. Und in jener Nacht kam ich zu demselben Schlosse, wo

ich die vorige Nacht zugebracht hatte. Und ich wurde noch angenehmer aufgenommen diese Nacht als die vorige, und wurde besser bewirthet und unterhielt mich frei mit den Bewohnern des Schlosses, und Niemand von ihnen machte eine Anspielung auf meinen Zug nach dem Quell, und ich erwähnte es auch gegen Niemanden. Und ich blieb da die Nacht. Als ich am Morgen aufstand, fand ich fertig gesattelt einen dunkelbraunen Zelter, mit Nüstern, so roth wie Scharlach. Und nachdem ich meine Rüstung angelegt und meinen Segen dort zurückgelassen hatte, kehrte ich zu meinem eignen Hofe zurück. Und das Pferd besitze ich noch und es ist dort im Stall. Und ich erkläre, daß ich es nicht weggeben würde für den besten Zelter der Insel Britannien."

Nun, in Wahrheit, Kai, Niemand bekannte je ein Abenteuer so zu seiner eigenen Geringschätzung, und wahrlich es scheint mir sonderbar, daß ich nie, weder vorher noch nachher von irgend Jemandem, mich selbst ausgenommen, gehört habe, der dieses Abenteuer erkannte, und daß der Gegenstand desselben sich innerhalb König Arthurs Reichen befindet, ohne daß ein Anderer auf ihn stößt.

„Nun" — sagte Owain — „wäre es nicht gut hinzugehen und zu versuchen, den Ort zu entdecken?"

„Bei der Hand meines Freundes" — sagte Kai — „oft äußerst Du mit Deiner Zunge, was Du doch nicht gut machen würdest durch Deine Handlungen."

„Wahrhaftig" — sagte Gwenhwyvar — „es wäre besser, Du würdest gehängt, Kai, als daß Du solche unhöfliche Reden führst gegen einen Mann, wie Owain."

„Bei der Hand meines Freundes, gute Herrin" — sagte Kai — „Dein Lob Owains ist nicht größer, als das meinige."

Darüber wachte Arthur auf und fragte, ob er nicht ein Wenig geschlafen habe.

„Ja, Herr," — antwortete Owain — „Du hast eine Zeitlang geschlafen."

„Ist es Zeit für uns zum Essen zu gehen?"

„Es ist Zeit, Herr!" sagte Owain.

Darauf wurde das Horn zum Waschen geblasen und der König und sein ganzer Haushalt setzten sich zum Essen. Und als das Mahl geendet war, ging Owain nach seiner Wohnung und machte sein Roß und seine Waffen fertig.

Am Morgen, als der Tag dämmerte, legte er seine Rüstung an und bestieg sein Roß und reiste durch ferne Länder und über wüste Berge. Und zuletzt kam er in das Thal, welches Kynon ihm beschrieben hatte, und er war gewiß, daß es dasselbe sei, welches er suchte. Und durch das Thal reitend, neben dem Flusse, folgte er dessen Lauf, bis er zu der Ebene kam und in's Angesicht des Schlosses. Als er sich dem Schlosse näherte, sah er die Jünglinge nach ihren Dolchen schießen, an der Stelle, wo Kynon sie gesehen hatte, und der gelbe Mann, dem das Schloß gehörte, stand dicht dabei. Und kaum hatte Owain den gelben Mann begrüßt, so begrüßte dieser ihn wieder.

Und er begab sich nach dem Schlosse und sah dort das Gemach, und als er in das Gemach getreten war, sah er die Jungfrauen an Stickereien arbeitend in goldenen Sesseln. Und ihre Schönheit und Lieblichkeit schienen dem Owain weit größer, als Kynon sie ihm dargestellt hatte. Und sie standen auf, Owain zu bedienen, wie sie dem Kynon gethan hatten. Und das Mahl, welches sie ihm vorsetzten, machte dem Owain mehr Vergnügen, als es dem Kynon gethan hatte.

Um die Mitte des Mahls fragte der gelbe Mann

Owain nach dem Gegenstande seiner Reise. Und Owain machte ihn bekannt mit demselben und sagte: „Ich suche den Ritter, der den Quell bewacht.“ Darüber lächelte der gelbe Mann und sagte, er zeige eben so ungern dem Owain das Abenteuer an, wie er es dem Kynon gethan. Doch beschrieb er dem Owain das Ganze und sie begaben sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen fand Owain sein Pferd von den Fräulein für ihn gesattelt und machte sich auf und kam zu dem Platze, wo der schwarze Mann war. Und die Gestalt des schwarzen Mannes schien dem Owain noch wunderbarer, als sie dem Kynon erschienen, und Owain fragte ihn nach seinem Wege und er zeigte ihm denselben. Und Owain folgte dem Pfad, wie Kynon gethan hatte, bis er zu dem grünen Baum kam, und er sah den Quell und die Platte neben dem Quell, mit dem Becken darauf. Und sogleich kamen die Vögel und setzten sich auf den Baum und sangen. Und als ihr Sang Owain am Besten gefiel, sah er einen Ritter durch das Thal auf ihn zu kommen und er bereitete sich, ihn zu empfangen; und er traf heftig mit ihm zusammen. Nachdem sie Beide ihre Lanzen zerbrochen hatten, zogen sie ihre Schwerter und fochten Klinge an Klinge. Und

Owain versetzte dem Ritter einen Hieb durch seinen Helm, das Kopfstück und das Visir und durch die Haut, und das Fleisch und den Knochen, bis das Gehirn verwundet wurde. Da fühlte der schwarze Ritter, daß er eine tödtliche Wunde erhalten, worauf er seines Rosses Haupt wandte und floh. Und Owain setzte ihm nach und folgte ihm dicht, obwohl er nicht nahe genug war, ihm mit dem Schwerte einen Hieb zu versetzen. Darauf gewahrte Owain ein großes und glänzendes Schloß. Und sie kamen zu dem Schloßthor. Und dem schwarzen Ritter wurde der Einlaß gestattet, auf Owain aber ließ man das Portcoulis fallen, und dieses traf sein Roß hinter dem Sattel und hieb es entzwei und nahm die Räder von den Sporen mit, welche an Owain's Fersen waren. Und das Portcoulis fiel bis auf den Boden hinab. Und die Räder von den Sporen und ein Theil des Rosses blieb zwischen den beiden Thoren; das innere Thor war aber geschlossen, so daß Owain nicht fort konnte, und Owain war in einer verzweifelten Lage. Während er nun in dieser Lage war, konnte er durch eine Oeffnung in dem Thore sehen, daß ihm eine Straße gegenüber war, mit einer Reihe Häuser zu beiden Seiten. Und

er sah eine Jungfrau mit gelbem, lockigem Haar und einer Stirnbinde von Gold auf dem Haupte; und sie war gekleidet in ein Gewand von gelbem Taffet und an ihren Füßen trug sie Schuhe von buntem Leder. Und sie näherte sich dem Thor und verlangte, daß es geöffnet würde. „Der Himmel weiß es, Herrin,“ sagte Owain, „es ist mir eben so wenig möglich, es Dir von hier aus zu öffnen, als es Dir möglich ist, mich in Freiheit zu setzen.“ — „Wahrlich,“ sagte das Fräulein, es ist sehr betrübt, daß Du nicht erlöst werden kannst, und jede Frau müßte Dir zu Hülfe kommen, denn ich sah nie Jemanden, der treuer wäre im Dienste der Frauen, als Du. Als Freund bist Du der aufrichtigste und als Liebender der ergebendste. Deshalb,“ fuhr sie fort, „will ich thun, was in meiner Macht steht, Dich zu befreien. Nimm diesen Ring und stecke ihn an den Finger, den Stein nach der Binnenseite der Hand. Und so lange Du ihn verbirgst, wird er Dich verbergen. Wenn sie zusammen berathschlagt haben, werden sie herauskommen, um Dich zu holen und zu tödten; und sie werden betrübt sein, daß sie Dich nicht finden können und ich will Dich erwarten dort auf dem Pferdeblock; und Du wirst im Stande sein mich zu sehen, ob-

wohl ich Dich nicht sehen kann; deshalb komm und lege Deine Hand auf meine Schulter, damit ich wisse, daß Du mir nahe seiest. Und begleite mich auf dem Wege, auf welchem ich von hinnen gehen werde."

Darauf ging sie fort von Owain und er that Alles, was die Jungfrau ihm gesagt hatte. Und das Volk des Schlosses kam Owain zu suchen und ihn zu tödten, und als sie nichts fanden, als nur die Hälfte seines Rosses, da waren sie tief betrübt.

Und Owain verschwand unter ihnen und ging zu der Jungfrau und legte seine Hand auf ihre Schultern; sie machte sich auf den Weg und Owain folgte ihr, bis sie an die Thür eines großen und schönen Gemachs kamen, und die Jungfrau öffnete dieselbe und sie gingen hinein und schlossen die Thür. Und Owain sah sich im Gemache um und siehe, es war nicht ein einziger Nagel in demselben, der nicht mit prächtigen Farben bemalt war, und es war da kein einziges Panneel, welches nicht verschieden in Gold gemalte Bilder hatte.

Die Jungfrau zündete ein Feuer an und goß Wasser in eine silberne Schaale und legte ein Handtuch von weißem Linnen über ihre Schulter und gab Owain Wasser

zum Waschen. Dann stellte sie einen silbernen, mit Gold ausgelegten Tisch vor ihm hin; auf diesem war ein Tuch von gelbem Linnen. Und sie brachte ihm Speise. Und in Wahrheit, Owain sah nie irgend eine Art Fleisch, die dort nicht im Ueberflusse war, aber es war besser gekocht, als er es je an irgend einem andern Orte gefunden. Noch sah er jemals Speise und Trank so vortrefflich aufgestellt, wie dort. Und es war kein Gefäß da, aus dem er bedient wurde, das nicht von Gold oder von Silber war. Und Owain aß und trank bis spät am Nachmittage, als sie plötzlich ein gewaltiges Geschrei im Schlosse vernahmen, und Owain fragte die Jungfrau, was das für ein Geschrei sei. „Sie geben die letzte Oelung," sagte sie, „dem Edelmanne, welchem das Schloß zugehört." — Und Owain legte sich nieder zum Schlaf.

Das Lager, das die Jungfrau für ihn bereitet hatte, war passend für Arthur selbst; es war von Scharlach und Pelzwerk, und Taffet, und Zindel und feinem Linnen. In der Mitte der Nacht hörten sie ein lautes Wehegeschrei. „Was ist das wieder für ein Geschrei?" sagte Owain. — „Der Edelmann, dem das Schloß gehörte, ist nun gestorben," sagte die Jungfrau. Und ein

Wenig nach Tagesanbruch hörten sie ein entsetzlich lautes Schreien und Klagen. Und Owain fragte die Jungfrau, was die Ursache davon sei. „Sie tragen zur Kirche die Leiche des Edelmannes, dem das Schloß gehörte.“

Und Owain stand auf und kleidete sich an und öffnete ein Fenster des Gemaches und sah nach dem Schlosse; und er konnte weder die Grenzen noch die Ausdehnung des Heeres sehen, das die Straßen füllte. Und sie waren völlig bewaffnet und eine große Zahl Frauen war mit ihnen, sowohl zu Pferde, wie zu Fuß, und alle Geistlichen in der Stadt, singend. Und es schien Owain, als halle der Himmel wieder von der Heftigkeit ihres Schreiens und von dem Lärm der Trompeten und dem Singen der Geistlichen. In der Mitte des Gedränges sah er die Bahre, über welche ein Schleier von weißem Linnen gedeckt war; und Wachskerzen brannten daneben und rund herum, und Keiner, der die Bahre trug, war niedriger an Rang als ein mächtiger Baron.

Nie sah Owain eine Versammlung so prachtvoll mit Taffet und Seide und Zindel. Und dem Zuge folgend, gewahrte er eine Dame mit gelbem Haar, das auf ihre Schultern hinabfiel, und sie war mit Blut befleckt und

trug ein Gewand von gelbem Taffet, das zerrissen war. An den Füßen hatte sie Schuhe von buntem Leder. Und es war ein Wunder, daß die Spitzen ihrer Finger nicht zerquetscht waren, von der Heftigkeit, mit welcher sie die Hände zusammenschlug. Wahrlich, sie wäre die schönste Dame gewesen, die Owain je gesehen, wäre sie in ihrer gewöhnlichen Weise gewesen. Und ihr Schreien war lauter, als das Geschrei der Leute oder das Schmettern der Trompeten. Kaum hatte er die Dame erblickt, so entbrannte er in Liebe zu ihr, so daß diese sich seiner ganz bemächtigte.

Darauf fragte er die Jungfrau, wer die Dame sei. „Der Himmel weiß es," erwiederte die Jungfrau, „man kann sagen, daß sie die schönste und die keuscheste und die freigebigste und die edelste der Frauen ist. Und sie ist meine Herrin und heißt die Gräfin vom Quell, die Gattin dessen, den Du gestern erschlugst." — „Wahrlich," sagte Owain, „sie ist die Frau, die ich am Meisten liebe." — „Wahrlich," entgegnete die Jungfrau, „sie wird Dich auch nicht wenig lieben." —

Darauf erhob sich die Jungfrau, zündete ein Feuer an, füllte einen Topf mit Wasser und stellte denselben

hin, um ihn zu erwärmen; und sie brachte ein Handtuch von weißem Linnen und legte dasselbe um Owains Nacken; und sie nahm einen Becher von Elfenbein und ein silbernes Becken und füllte sie mit warmem Wasser, mit dem sie Owains Haupt wusch. Dann öffnete sie ein hölzernes Kästchen und nahm ein Rasirmesser heraus, dessen Heft von Elfenbein und auf welchem zwei Nieten von Gold waren. Und sie schor seinen Bart und trocknete seine Kehle mit dem Handtuche. Dann stand sie auf vor Owain und brachte ihm zu essen. Und wahrlich, nie hatte Owain ein so gutes Mahl, noch war er je so trefflich bedient worden.

Als er sein Mahl beendet hatte, brachte die Jungfrau sein Lager in Ordnung. „Komm her," sagte sie, „und schlafe, und ich will gehen und für Dich werben." Und Owain legte sich hin zu schlafen und die Jungfrau schloß die Thür des Gemaches hinter sich und ging nach dem Schlosse. Als sie dort ankam, fand sie nichts als Kummer, und die Gräfin in ihrem Gemache konnte vor Schmerz Niemandes Anblick ertragen. Luned kam und grüßte sie, aber die Gräfin antwortete nicht. Und die Jungfrau beugte sich nieder zu ihr und sagte: „Was

fehlt Dir, daß Du heute Niemandem antwortest?" — „Luned," sagte die Gräfin, „welcher Wechsel hat Dich befallen, daß Du nicht gekommen bist, mich in meinem Kummer zu besuchen? Es war unrecht von Dir und ich habe Dich reich gemacht; es war unrecht von Dir, daß Du nicht zu mir kamst bei meinem Jammer, das war unrecht von Dir." — „Wahrlich," sagte Luned, „ich dachte, Deine gesunde Vernunft wäre größer, als ich finde, daß sie sei. Ist es recht von Dir, zu trauern um jenen guten Mann oder um irgend etwas sonst, das Du nicht haben kannst?" — „Ich erkläre zum Himmel," sagte die Gräfin, „daß es in der ganzen Welt keinen Mann giebt, ihm gleich." — „Nicht so," sagte Luned, „denn ein häßlicher Mann würde eben so gut, oder besser sein, als er." — „Ich erkläre zum Himmel," sagte die Gräfin, „daß wenn es mir nicht widerstände, eine zum Tode zu verurtheilen, die ich erzogen habe, so ließe ich Dich hinrichten, weil Du vor mir solchen Vergleich gemacht hast. — Wie es nun ist, werde ich Dich verbannen." — „Ich freue mich," sagte Luned, „daß Du keine andere Ursache hast, es zu thun, als die, daß ich Dir dienen wollte, wo Du nicht wußtest, was zu Deinem

Vortheil gereichte. Uebel treffe fortan Diejenige von uns, die den ersten Schritt thut, sich mit der anderen zu versöhnen; sei es nun, daß ich mich um eine Einladung von Dir bewerbe, oder daß Du aus eigenem Antriebe zu mir sendest, mich einzuladen.“

Damit ging Luned fort; und die Gräfin stand auf und folgte ihr bis zur Thür ihres Gemachs, und begann laut zu husten. Und als Luned sich umsah, winkte ihr die Gräfin und sie kehrte zu derselben zurück. „In Wahrheit,“ sprach die Gräfin, „schlecht ist Deine Gesinnung, aber wenn Du weißt, was mir zum Vortheil gereicht, so erkläre es mir.“ — „Das will ich thun,“ sagte sie. „Du weißt, daß es Dir unmöglich ist, ausgenommen durch Krieg und Waffen, Deine Besitzungen zu bewahren; deshalb zögere nicht, Jemanden zu suchen, der sie vertheidigen kann.“ — „Und wie kann ich das thun?“ sagte die Gräfin. — „Ich will es Dir sagen,“ antwortete Luned: „wenn Du nicht den Quell vertheidigen kannst, kannst Du Deine Herrschaften nicht erhalten, und Niemand kann den Quell vertheidigen, ein Ritter von Arthurs Haushalt ausgenommen; und ich will an Arthur's Hof gehen, und Uebel treffe mich, wenn ich

von dort wiederkehre ohne einen Krieger, der den Quell beschützen kann, so gut wie, oder selbst besser als er, der ihn früher vertheidigte.“ — „Das wird schwer auszuführen sein,“ sagte die Gräfin. „Geh' jedoch und mache wahr, was Du versprochen hast.“ —

Luned reiste ab, unter dem Vorwande, an Arthur's Hof zu gehen; aber sie kehrte zurück nach dem Gemache, wo sie Owain gelassen hatte, und wartete da mit ihm so lange, als es gedauert haben würde, an König Arthur's Hof zu reisen. Und am Ende der Zeit rüstete sie sich und ging die Gräfin zu besuchen. Und die Gräfin war sehr erfreut, als sie sie erblickte, und fragte sie, welche Neuigkeit sie vom Hofe mitgebracht habe. — „Ich bringe Dir die beste der Neuigkeiten,“ sagte Luned, „denn ich habe den Zweck meiner Sendung erreicht. Wann soll ich Dir den Häuptling vorstellen, der mit mir hergekommen ist?“ — „Bringe ihn morgen um Mittag zu mir,“ sagte die Gräfin, und ich will veranlassen, daß die Stadt um jene Zeit versammelt sei.“

Und Luned kehrte heim. Und am nächsten Tage um Mittag kleidete sich Owain in ein Gewand und ein Obergewand und einen Mantel von gelbem Taffet, auf wel-

chem ein breiter Streifen von goldenen Schnüren war; und an den Füßen hatte er hohe Schuhe von buntem Leder, welche befestigt waren mit goldenen Spangen, in der Gestalt von Löwen. Und sie gingen zu dem Gemache der Gräfin.

Sehr froh war die Gräfin über ihr Kommen. Und sie sah Owain starr an und sagte: „Luned, der Ritter hat nicht das Ansehen eines Reisenden.“ — „Welches Leid liegt denn darin, Herrin?“ sagte Luned. — „Ich bin gewiß,“ sagte die Gräfin, „daß kein anderer Mann als dieser, die Seele aus dem Körper meines Herrn trieb.“ — „Desto besser für Dich,“ versetzte Luned; „denn wäre er nicht stärker gewesen als Dein Herr, so hätte er ihn nicht des Lebens berauben können. Für Geschehenes giebt es kein Mittel, sei es wie es wolle.“ — „Geh zurück zu Deiner Wohnung,“ sagte die Gräfin, „und ich will Rath pflegen.“

Am nächsten Tage ließ die Gräfin alle ihre Unterthanen sich versammeln und zeigte ihnen, daß ihre Grafschaft schutzlos geworden sei, und nur durch Roß und Waffen und kriegerische Gewandtheit vertheidigt werden könne. „Deswegen,“ sagte sie, „biete ich Euch Folgen-

des zur Wahl an, entweder nehme mich Einer von Euch, oder gebt mir Euere Einwilligung, daß ich mir anderswo einen Gatten wähle, um meine Besitzungen zu beschützen."

So kamen sie zu dem Beschlusse, daß es besser sei, sie bekäme die Erlaubniß, Jemanden anders woher zu heirathen; und darauf sandte sie zu den Bischöfen und den Erzbischöfen, ihre Vermählung mit Owain zu feiern. Und die Männer der Grafschaft huldigten Owain.

Und Owain vertheidigte den Quell mit Lanze und Schwert. Und dies ist die Weise, in welcher er ihn vertheidigte. Wenn ein Ritter dahin kam, so hob er ihn aus dem Sattel und verkaufte ihn für seinen vollen Werth. Und was er so gewann, vertheilte er unter seine Barone und seine Ritter; und Niemand auf der ganzen Welt konnte beliebter sein bei seinen Unterthanen als er es war. Und so geschah es während des Zeitraums von drei Jahren.

Es traf sich, daß als Gwalchmai eines Tages mit König Arthur auszog, er bemerkte, daß dieser sehr traurig und bekümmert sei. Und Gwalchmai war sehr betrübt, Arthur in diesem Zustande zu sehen, und fragte ihn, sagend: „O mein Herr! was ist Dir widerfahren?"

„Wahrlich, Gwalchmai," erwiederte Arthur, „ich bin betrübt wegen Owain, den ich nun seit drei Jahren verloren habe, und ich sterbe gewiß, wenn das vierte Jahr vergeht, ohne daß ich ihn sehe. Nun bin ich überzeugt, daß ich durch die Geschichte, welche Kynon, der Sohn Clydno's, erzählte, ihn verlor." — „Du brauchst nicht," sagte Gwalchmai, „Dein ganzes Reich deswegen zu den Waffen zu rufen; denn Du selbst und die Männer Deines Haushaltes werden im Stande sein, Owain zu rächen, wenn er erschlagen ist; oder ihn zu befreien, falls er im Kerker, und ihn zu Dir zurückzubringen, so er am Leben ist." — Und es wurde beschlossen, wie Gwalchmai gesagt hatte.

Nun bereiteten sich Arthur und die Männer seines Haushalts zu gehen und Owain zu suchen, und sie waren dreitausend an der Zahl, ihre Diener abgerechnet. Und Kynon, der Sohn Clydno's, machte ihren Führer. Und Arthur kam zu dem Schlosse, wo Kynon früher gewesen. Und als er dahin kam, schossen die Jünglinge noch an derselben Stelle und der gelbe Mann stand dicht dabei. Als der gelbe Mann Arthur erblickte, grüßte er ihn und lud ihn ein auf das Schloß. Und Arthur nahm

seine Einladung an und sie gingen zusammen in das Schloß. Wie groß auch die Zahl seines Gefolges war, so wurde dessen Gegenwart doch kaum bemerkt, so geräumig war dasselbe. Die Jungfrauen standen auf, um ihnen aufzuwarten. Und der Dienst der Jungfrauen schien ihnen Allen jede Aufwartung, die sie jemals angetroffen, zu übertreffen; selbst die Pagen, die für die Pferde sorgen mußten, wurden in jener Nacht nicht schlechter bedient, als es Arthur selbst in seinem eigenen Palaste gewesen wäre.

Am nächsten Morgen ritt Arthur fort, mit Kynon als Führer, und kam dahin, wo der schwarze Mann war. Und die Gestalt des schwarzen Mannes überraschte Arthur noch mehr, als sie ihm dargestellt war. Und sie kamen zu dem Gipfel der waldigen Höhe und zogen durch das Thal, bis sie den grünen Baum erreichten; da sahen sie den Quell und das Becken und die Platte. Darauf kam Kai zu Arthur und sprach zu ihm: „Herr!" sagte er, „ich weiß die Bedeutung von Allem diesem und meine Bitte ist, Du wolltest mir erlauben, Wasser auf die Platte zu gießen, und das erste Abenteuer zn bestehen, das sich zutragen wird." — Und Arthur gab ihm die Erlaubniß.

Kai goß nun ein Becken voll Wasser auf die Platte, und sogleich kam der Donner und nach dem Donner der Schauer. Und solchen Gewittersturm hatten sie früher nie erlebt. Und viele von den Dienern, die in Arthur's Gefolge waren, wurden von dem Schauer getödtet. Nachdem der Schauer vorüber war, wurde der Himmel klar. Und als sie nach dem Baume blickten, sahen sie ihn gänzlich ohne Laub. Darauf ließen sich die Vögel auf den Baum hinab. Und der Gesang der Vögel war viel süßer, als irgend ein Gesang, den sie je vorher gehört. Darauf gewahrten sie einen Ritter auf einem kohlschwarzen Pferde, gekleidet in schwarzen Taffet, rasch auf sie zukommen. Und Kai ritt ihm entgegen und kämpfte mit ihm, und es dauerte nicht lange, so war Kai besiegt. Und der Ritter entfernte sich. Arthur und sein Heer schlugen dort für die Nacht ein Lager auf.

Und als sie sich am Morgen erhoben, sahen sie das Kampfzeichen auf der Lanze des Ritters, und Kai kam zu Arthur und sprach zu ihm: „Herr!“ sagte er, „obgleich ich gestern besiegt wurde, so möchte ich doch gern, wenn Du es gut heißest, heute wieder mit dem Ritter kämpfen.“ — „Das magst Du thun,“ sagte Arthur.

Und Kai ritt wieder auf den Ritter zu. Und auf der Stelle besiegte er Kai und gab ihm einen Stoß mit seiner Lanze gegen die Stirn, so daß sie seinen Helm und das Kopfstück durchbohrte und die Haut und das Fleisch die Breite eines Speerkopfes bis auf den Knochen. Und Kai kam zu seinen Gefährten zurück.

Darauf kam der ganze Haushalt Arthur's vor, Einer nach dem Anderen, den Ritter zu bekämpfen, bis es nicht einen Einzigen mehr gab, den Jener nicht besiegt hatte, Arthur und Gwalchmai ausgenommen. Und Arthur wappnete sich mit dem Ritter zu kämpfen. „O Herr!“ sagte Gwalchmai, „erlaube mir erst mit ihm zu streiten.“ Und Arthur erlaubte es. Und er kam vor, dem Ritter zu begegnen, und hatte über sich und sein Pferd ein taffetnes Ehrenkleid geworfen, das ihm die Tochter des Grafen von Rhangyw gesendet, und in diesem Gewande kannte ihn Niemand im Heer. Und sie griffen einander an und sie fochten den ganzen Tag bis zum Abend. Und Keiner von Beiden war im Stande, den Anderen aus dem Sattel zu heben.

Am nächsten Tage fochten sie mit starken Lanzen, und Keiner von Beiden konnte die Meisterschaft erlangen.

Und am dritten Tage fochten sie mit außerordentlich starken Lanzen. Und sie waren vor Wuth entbrannt und fochten grimmig bis zum Mittage. Und sie gaben Einer dem Anderen einen solchen Stoß, daß die Gurte ihrer Rosse platzten, so daß sie über die Kruppen ihrer Pferde auf die Erde fielen. Und sie standen rasch auf und zogen ihre Schwerter und begannen den Kampf von Neuem. Und die Menge, die ihr Kämpfen anschaute, war versichert, daß sie nie zuvor zwei so tapfere oder so mächtige Männer gesehen. Und wäre es Mitternacht gewesen, so würde es hell gewesen sein von dem Feuer, das aus ihren Waffen sprühte. Und der Ritter gab Gwalchmai einen Hieb, der ihm den Helm vom Antlitz schlug, so daß Jener erkannte, es sei Gwalchmai. Da sagte Owain: „Gwalchmai, Herr! wegen des Ehrenkleides, das Dich einhüllte, erkannte ich Dich, meinen Vetter nicht; nimm mein Schwert und meine Waffen." — Da sagte Gwalchmai: ‚Du, Owain, bist der Sieger; nimm Du mein Schwert." Darüber sah Arthur, daß sie mit einander sprachen und kam auf sie zu. — „Arthur, mein Herr!" sagte Gwalchmai, „hier ist Owain, der mich besiegt hat und nicht meine Waffen nehmen

will." — „Herr!" sagte Owain, „er ist's, der mich besiegt hat, und will nicht mein Schwert nehmen." — „Gebt mir Eure Schwerter," sagte Arthur, „und dann hat Keiner von Euch den Anderen besiegt." Da schlang Owain den Arm um Arthur's Nacken und sie umarmten sich. Und das ganze Heer eilte herbei, Owain zu sehen und zu umarmen. Und es war fast Gefahr des Lebens, so groß war das Gedränge.

Und sie zogen sich die Nacht zurück und am folgenden Tage rüstete sich Arthur zur Abreise. „Herr!" sagte Owain, „das ist nicht recht von Dir; denn ich bin diese drei Jahre von Dir fern gewesen, und während der ganzen Zeit, bis zu dem heutigen Tage, habe ich ein Mahl für Dich bereitet, wissend, daß Du kommen würdest, mich zu suchen. Verweile deshalb bei mir, bis Ihr, Du und Deine Diener, Euch von den Ermüdungen der Reise erholtet und gesalbt wurdet."

Und sie begaben sich Alle nach dem Schlosse der Gräfin vom Quell, und das Mahl, dessen Vorbereitung drei Jahre gedauert hatte, wurde binnen drei Monaten aufgezehrt. Nie hatten sie ein köstlicheres oder angenehmeres Mahl. Und Arthur rüstete sich zur Abreise.

Darauf sandte er einen Abgesandten zur Gräfin, Owain zu erlauben, mit ihm zu gehen, für den Zeitraum von drei Monaten, damit er ihn den Edeln und den schönen Frauen der Insel Britannien zeigen könne. Und die Gräfin gab ihre Erlaubniß, obwohl es ihr sehr schmerzlich war. So kam Owain mit Arthur nach Britannien. Und wie er erst einmal wieder unter seinen Verwandten und Freunden war, blieb er drei Jahre, statt dreier Monate bei ihnen.

Und als Owain eines Tages bei dem Mahle in der Stadt Caerleon am Usk saß, siehe, da kam eine Jungfrau herein auf einem braunen Rosse, mit einer krausen Mähne und von Schaum bedeckt; und der Zaum und so viel man vom Sattel sehen konnte, waren von Gold. Und die Jungfrau war in ein Gewand von gelbem Taffet gekleidet. Und sie kam auf Owain zu und nahm ihm den Ring von seiner Hand. „So," sagte sie, „soll der Betrüger, der Verräther, der Treulose, der in Ungnade Gefallene und der Bartlose behandelt werden." — Und sie wandte ihres Rosses Kopf und ritt fort.

Dann kam Owain sein Abenteuer wieder in Erinnerung und er wurde traurig. Und da er sein Mahl

geendet, ging er in seine eigene Wohnung und rüstete sich noch in derselben Nacht.

Und am nächsten Tage stand er auf, aber ging nicht an den Hof, sondern wanderte zu den entfernten Theilen der Erde und zu öden Bergen. Und er blieb da, bis seine ganze Kleidung zerrissen und sein Leib abgemagert und sein Haar lang gewachsen war. Und er ging umher mit den wilden Thieren und fraß mit ihnen, bis sie vertraulich mit ihm wurden. Aber zuletzt ward er so schwach, daß er ihnen nicht länger Gesellschaft leisten konnte. Da stieg er von den Bergen in das Thal hinab und kam in einen Wildgarten, der der schönste in der Welt war und einer verwittweten Gräfin gehörte.

Eines Tages lustwandelten die Gräfin und ihre Jungfrauen an einem See, der mitten in dem Wildgarten war. Und sie sahen die Gestalt eines Mannes. Und sie waren erschrocken. Trotz dem gingen sie aber doch auf ihn zu, und berührten ihn und betrachteten ihn. Und sie sahen, daß Leben in ihm war, obwohl er von der Sonnenhitze ohnmächtig geworden. Und die Gräfin kehrte zu dem Schlosse zurück und nahm eine Flasche voll köstlicher Salbe und gab sie einer ihrer Jungfrauen.

„Geh damit hin," sagte sie, „und nimm mit Dir jenes Pferd und Kleider, und stelle sie neben den Mann, den wir eben sahen. Und salbe ihn mit dem Balsam nahe dem Herzen; und wenn Leben in ihm ist, so wird er aufstehen durch die Kraft des Balsams. Dann gieb Acht, was er thun wird." —

Und die Jungfrau ging von ihr fort, und goß allen Balsam auf Owain aus und ließ das Pferd und die Kleider bei ihm und ging ein wenig seitwärts und versteckte sich, um ihn zu belauschen. Binnen Kurzem sah sie, wie er begann die Arme zu bewegen; und er stand auf und betrachtete sich und schämte sich über sein unscheinbares Aeußere. Dann erblickte er das Pferd und die Kleider, die neben ihm waren. Und er kroch fort, bis er im Stande war, die Kleider von dem Sattel herabzuziehen. Und er kleidete sich darein und bestieg mit Mühe das Roß. Da zeigte sich ihm die Jungfrau und grüßte ihn. Und er war erfreut, als er sie sah und fragte sie, in welchem Lande und auf welchem Gebiete er sei. „Wahrlich," sagte die Jungfrau, „einer verwittweten Gräfin gehört jenes Schloß; ihr Gatte hinterließ ihr bei seinem Tode zwei Grafschaften, aber heutzutage

hat sie nur diese eine Wohnung, die ihr nicht entrissen wurde von einem jungen Grafen, ihrem Nachbar, da sie sich weigerte, dessen Gattin zu werden.“ — „Das ist betrübt,“ sagte Owain. Und er und die Jungfrau begaben sich nach dem Schlosse und er stieg dort vom Pferde, und die Jungfrau führte ihn in ein angenehmes Gemach und zündete ein Feuer an und verließ ihn.

Und die Jungfrau kam zu der Gräfin und gab ihr die Flasche in die Hand. „Ha, Mädchen,“ sagte die Gräfin, „wo ist all der Balsam?“ — „Habe ich nicht Alles gebraucht?“ sagte sie. „O Mädchen,“ sagte die Gräfin, „ich kann Dir das so leicht nicht vergeben; es ist betrübt für mich, hundert und vierzig Pfund in köstlicher Salbe an einen Fremden verschwendet zu haben, den ich nicht kenne. — Indessen Mädchen, pflege ihn, bis er ganz hergestellt ist.“

Und das Mädchen that es, und versah ihn mit Speise und Trank und Feuerung und Wohnung und Arznei, bis er wieder wohl war. Und in drei Monaten war er zu seiner vorigen Gestalt wieder hergestellt und wurde selbst hübscher, als er je vorher gewesen.

Eines Tages hörte Owain einen großen Lärm und

Waffengeklirr im Schlosse, und er fragte die Jungfrau nach der Ursache. „Der Graf," sagte sie, „von dem ich Dir erzählte, ist mit einem zahlreichen Heere vor das Schloß gekommen, um die Gräfin zu unterjochen." Und Owain fragte sie, ob die Gräfin ein Pferd und Waffen habe in ihrem Besitz. „Sie hat die besten Waffen auf der Welt," sagte die Jungfrau. — „Willst Du hingehen und sie bitten, mir ein Pferd und Waffen zu leihen," sagte Owain, „daß ich hin könne und nach diesem Heere sehen?" — „Das will ich," sagte die Jungfrau.

Und sie kam zu der Gräfin und erzählte ihr, was Owain gesagt hatte. Und die Gräfin lachte. „Wahrlich," sagte sie, „ich will ihm selbst ein Pferd und Waffen für immer geben; ein solches Pferd und solche Waffen hatte er noch nie, und ich bin froh, daß er sie heute nimmt, sonst möchten meine Feinde sie gegen meinen Willen morgen bekommen, doch weiß ich nicht, was er damit thun sollte."

Die Gräfin befahl ihm, ein schönes schwarzes Roß herauszuführen, auf welchem ein Sattel von Buchenholz war, und eine Waffenrüstung für Mann und Pferd.

Und Owain wappnete sich und bestieg das Roß und ritt fort, begleitet von zwei ganz gerüsteten Pagen mit Rossen und Waffen. Und als sie sich dem Heere des Grafen näherten, konnten sie weder dessen Ausdehnung, noch dessen Ende sehen. Und Owain fragte die Pagen, in welchem Gliede der Graf sei. — „In jenem Gliede," sagten die Pagen, „in dem vier gelbe Fähnlein sind. Zwei davon sind vor ihm und zwei hinter ihm." — „Nun," sagte Owain, „kehrt Ihr um und erwartet mich neben dem Thorwege des Schlosses!" So kehrten sie um und Owain ritt vorwärts, bis er den Grafen traf. Und Owain zog ihn völlig aus seinem Sattel und wandte seines Rosses Haupt nach dem Schlosse, und obwohl es ihm Mühe kostete, so brachte er doch den Grafen zu dem Thorwege, wo die Pagen ihn erwarteten. Und sie ritten hinein. Und Owain machte den Grafen der Gräfin zum Geschenk. Und sagte zu ihr: „Siehe, eine Vergeltung für Dich, für Deinen gesegneten Balsam."

Das Heer lagerte rund um das Schloß. Und der Graf gab der Gräfin die beiden Grafschaften wieder, die er ihr geraubt, als ein Lösegeld für sein Leben, und für seine Freiheit gab er ihr die Hälfte seiner eigenen Be-

sitzungen und all sein Gold und seine Juwelen und noch Geißeln obendrein.

Und Owain nahm seinen Abschied. Und die Gräfin und alle Unterthanen baten ihn zu bleiben, aber Owain zog es vor, durch ferne Länder und Wüsten zu wandern.

Und als er reiste, hörte er ein lautes Schreien in einem Walde. Und es wurde zum zweiten und zum dritten Male wiederholt. Und Owain begab sich nach der Stelle und sah einen hohen felsigen Hügel mitten im Walde, an dessen Seite ein grauer Felsen war. Und es war eine Spalte in dem Felsen und eine Schlange war innerhalb der Spalte. Und neben dem Felsen stand ein schwarzer Löwe, und jedes Mal, wo der Löwe versuchte, dort fort zu gehen, fuhr die Schlange heraus ihn anzugreifen.

Und Owain zog sein Schwert aus der Scheide und ritt auf den Felsen zu und als die Schlange herausfuhr, traf er sie mit dem Schwerte und hieb sie entzwei. Und er trocknete sein Schwert und zog seines Weges wie zuvor. Aber, siehe! der Löwe folgte ihm und spielte um ihn herum, als ob er ein Jagdhund gewesen wäre, den Owain aufgezogen hätte.

So reisten sie den ganzen Tag hindurch bis zum Abend. Und als es Zeit für Owain war, sich zur Ruhe zu legen, stieg er ab und ließ sein Pferd frei laufen auf einer flachen und waldigen Wiese. Und er schlug Feuer an und als das Feuer angezündet war, brachte ihm der Löwe Holz genug für drei Nächte. Und der Löwe verschwand. Und gleich darauf kam derselbe wieder, einen schönen fetten Rehbock tragend. Und er warf ihn nieder vor Owain, der damit auf das Feuer zuging. Und Owain nahm den Rehbock und zog ihm das Fell ab und steckte Schnitte von dessen Fleisch auf Speiler rund um das Feuer; das Uebrige gab er dem Löwen zu fressen. Während er dies that, hörte er einen tiefen Seufzer in seiner Nähe und einen zweiten und einen dritten. Und Owain rief laut, um zu erfahren, ob der Seufzer von einem Sterblichen herrühre; und er erhielt Antwort, daß dies der Fall sei. „Wer bist Du?" sagte Owain. „Wahrlich," sagte die Stimme, „ich bin Luned, die Dienerin der Gräfin vom Quell." — „Und was thust Du hier?" sagte Owain. — „Ich bin eingekerkert," sagte sie, „wegen des Ritters, der von Arthur's Hof kam und die Gräfin heirathete. Und er verweilte eine

kurze Zeit mit ihr, aber nachher reiste er an Arthur's Hof und ist seitdem nicht wiedergekehrt. Und er war der Freund, den ich am meisten auf der Welt liebte. Und zwei von den Pagen der Kammer der Gräfin verriethen ihn und nannten ihn einen Betrüger. Und ich sagte ihnen, daß sie Beide zusammen es nicht mit ihm aufnehmen könnten. Deshalb warfen sie mich in den steinernen Kerker und sagten, daß ich getödtet werden sollte, wenn er nicht selbst käme, mich zu befreien bis zu einem gewissen Tage; und dieser Tag ist nicht ferner als übermorgen. Und ich habe Niemanden zu senden, der ihn für mich aufsucht. Und sein Name ist Owain, der Sohn Urien's." — Und bist Du gewiß, daß der Ritter, wenn er dies Alles wüßte, zu Deiner Befreiung herkommen würde?" — „Dessen bin ich ganz gewiß," sagte sie.

Als die Fleischschnitte gar geworden, theilte Owain dieselben in zwei Theile, für ihn und für die Jungfrau; und nachdem sie gegessen hatten, sprachen sie mit einander, bis der Tag dämmerte. Und am nächsten Morgen fragte Owain die Jungfrau, ob da irgend ein Ort sei, wo er Speise und Aufnahme für die Nacht finden könne.

— „So ist's, Herr!“ sagte sie, „geh über dort und halte Dich an der Seite des Flusses, und in kurzer Zeit wirst Du ein großes Schloß sehen, in welchem viele Thürme sind. Und der Graf, dem das Schloß gehört, ist der gastfreiste Mann von der Welt; da kannst Du die Nacht zubringen.“

Nie bewachte eine Schildwache ihren Herrn sorgfältiger, als der Löwe in jener Nacht den Owain.

Und Owain sattelte sein Pferd und ritt durch die Fuhrt und kam zu dem Schlosse. Und er begab sich hinein und wurde ehrenvoll aufgenommen. Und für sein Pferd wurde gut gesorgt und viel Futter vor dasselbe gestellt. Dann ging der Löwe hin und legte sich nieder in des Pferdes Krippe, so daß Niemand im Schlosse wagen durfte, sich demselben zu nahen. Die Behandlung, welche Owain dort zu Theil wurde, war so, wie er sie noch nie vorher erfahren; denn Jeder war so kummervoll, als ob der Tod auf ihm gelegen hätte. Und sie gingen zum Speisen. Und der Graf saß neben Owain auf der einen Seite und auf der anderen des Grafen einzige Tochter. Und Owain hatte nie etwas Liebliches gesehen als sie. Dann kam der Löwe und setzte sich

zwischen Owain's Füße, und dieser fütterte ihn mit jeder Art von Speise, die er selbst nahm. Und Owain sah nie etwas, das der Trauer dieser Leute gleich kam.

In der Mitte des Mahls begann der Graf, Owain willkommen zu heißen. „Dann," sagte Owain, „siehe! ist es Zeit, heiter zu sein." „Der Himmel weiß es," sagte der Graf, „daß es nicht Dein Kommen ist, das uns betrübt macht, sondern wir haben Ursache genug zu Kummer und Sorge." — „Was ist's?" sagte Owain. — „Ich habe zwei Söhne," sagte der Graf, „und gestern gingen sie nach den Bergen, um zu jagen. Nun ist dort auf dem Berge ein Ungeheuer, das Menschen tödtet und sie verschlingt. Und es ergriff meine Söhne. Und morgen ist die Zeit, die es bestimmt hat, hier zu sein, und droht mir meine Söhne vor meinen Augen zu tödten, wenn ich ihm nicht diese meine Tochter ausliefere. Es hat die Gestalt eines Mannes, ist aber an Wuchs nicht kleiner als ein Riese."

„Wahrlich," sagte Owain, „das ist beklagenswerth. Und was willst Du thun?" — „Der Himmel weiß es," sagte der Graf; „es wird besser sein, daß meine Söhne gegen meinen Willen erschlagen werden, als daß ich ihm freiwillig meine Tochter überliefere, um sie zu

mißhandeln und zu verderben." — Darauf sprachen sie von anderen Dingen und Owain blieb dort die Nacht.

Am nächsten Morgen hörten sie einen außerordentlich großen Lärm, der durch die Ankunft des Riesen mit den beiden Jünglingen verursacht wurde. Und der Graf war voll Sorge, sowohl sein Schloß zu beschützen, als auch seine beiden Söhne zu befreien, erfüllt. Nun legte Owain seine Rüstung an, und ritt fort den Riesen anzugreifen, und der Löwe folgte ihm. Und als der Riese sah, daß Owain bewaffnet war, stürzte er auf ihn zu und griff ihn an. Und der Löwe focht mit dem Riesen noch viel wüthender, als es Owain that. „Wahrlich," sagte der Riese, „es soll mir nicht schwer werden mit Dir zu kämpfen, wäre des Thier nicht bei Dir." Darauf brachte Owain den Löwen nach dem Schloß zurück, und schloß das Thor hinter ihm zu. Und dann kehrte er zurück, um mit dem Riesen wie vorher zu kämpfen. Und der Löwe brüllte sehr laut, denn er hörte, daß es Owain schlecht ging. Und er kletterte hinauf, bis er das Dach von des Grafen Halle erreichte, und von dort gelangte er auf das Dach des Schlosses und sprang hinab von den Zinnen und kam zu Owain. Und der Löwe gab

dem Riesen einen Schlag mit der Tatze, der ihn von der Schulter bis zu der Hüfte zerriß und sein Herz bloßlegte. Und der Riese fiel todt nieder. Darauf gab Owain die beiden Jünglinge ihrem Vater wieder.

Der Graf ersuchte Owain bei ihm zu bleiben, doch er wollte nicht, sondern ritt fort nach der Wiese, wo Luned war. Und als er dahin kam, sah er ein großes Feuer angezündet und zwei Jünglinge, mit wunderschönem, lockigem, kastanienbraunem Haar, führten die Jungfrau, um sie in das Feuer zu werfen. Und Owain fragte sie, welche Anklage sie gegen sie hätten. Und sie erzählten ihm von dem Vertrage, der zwischen ihnen war, wie die Jungfrau es in der vorigen Nacht gethan hatte. „Und," sagten sie, „Owain hat sie verlassen, deshalb nehmen wir sie, um sie zu verbrennen." — „Wahrlich," sagte Owain, „er ist ein guter Ritter, und wenn er wußte, daß die Jungfrau in solcher Gefahr war, so wundere ich mich, daß er nicht kam, um sie zu befreien. Aber, wenn Ihr mich statt seiner annehmen wollt, so will ich mit Euch kämpfen." — „Das wollen wir," sagten die Jünglinge, „bei dem, der uns erschaffen."

Und sie griffen Owain an und setzten ihm hart zu.

Und da kam der Löwe zu Owain's Beistand, und die Beiden zusammen wurden Meister über die Jünglinge. Und sie sagten zu ihm: „Häuptling, es wurde nicht ausgemacht, daß wir anders, als mit Dir allein fechten sollten, und es ist härter für uns mit dem Thiere da, als mit Dir zu fechten.“ Und Owain brachte den Löwen an den Ort, wo das Mädchen eingekerkert gewesen, und verrammelte die Thüre mit Steinen. Und er ging zurück mit den Jünglingen zu fechten, wie vorher. Und Owain hatte nicht seine gewöhnliche Kraft, und die beiden Jünglinge setzten ihm hart zu. Und der Löwe brüllte unaufhörlich, als er Owain in Gefahr sah. Und er brach durch die Mauer, bis er einen Ausweg fand, und stürzte auf die beiden Jünglinge und tödtete sie auf der Stelle. So wurde Luned vom Feuertode gerettet.

Nun kehrte Owain mit Luned nach den Besitzungen der Gräfin vom Quell zurück. Und als er von dort fortzog, nahm er die Gräfin mit sich an Arthur's Hof, und sie war seine Gattin, so lange sie lebte.

Und sie nahmen den Weg, der zu dem Hofe des wilden schwarzen Mannes führte. Und Owain focht mit ihm, und der Löwe verließ Owain nicht, bis er ge-

siegt hatte. Und als er den Hof des schwarzen wilden Mannes erreicht hatte, trat er in die Halle und sah vier und zwanzig Damen, die schönsten, die man sehen konnte. Und die Kleider, die sie anhatten, waren nicht vier und zwanzig Pfennige werth. Und sie waren so traurig wie der Tod. Und Owain fragte sie nach der Ursache ihrer Trauer. Und sie sagten: „Wir sind die Töchter von Grafen, und wir kamen alle hieher mit unseren Gatten, die wir herzlich liebten. Und wir wurden mit Ehren und Freuden empfangen. Und wir wurden in einen Zustand der Betäubung versetzt, und während wir so waren, erschlug der Teufel, dem dieses Schloß gehört, unsere Gatten und nahm uns unsere Pferde und unsere Kleider und unser Gold und unser Silber. Und die Leichen unserer Gatten sind noch in diesem Hause und viele andere mit ihnen. Und dies, Häuptling! ist die Ursache unseres Kummers, und wir sind traurig, daß Du hieher gekommen bist, denn Unglück könnte Dich treffen.“

Und Owain war betrübt, als er das hörte. Und er zog fort aus dem Schlosse, und sah einem Ritter sich ihm nähern, der ihn auf eine freundliche und heitere

Weise begrüßte, als ob er ein Bruder wäre. Und dies war der wilde schwarze Mann. „Wahrlich," sprach Owain, „nicht um Deine Freundschaft zu suchen bin ich hier." — „Wahrlich," erwiederte Jener, „so sollst Du sie auch nicht finden." — Darauf griffen sie einander an und fochten wüthend. Und Owain besiegte ihn und band ihm die Hände auf den Rücken. Da bat der schwarze Wilde Owain, sein Leben zu schonen und sprach also: „Owain! Herr! es wurde prophezeit, daß Du hieher kommen würdest und mich besiegen, und Du hast es gethan. Ich war ein Räuber hier und mein Haus eine Raubhöhle. Aber schenke mir mein Leben und ich will der Wärter eines Spittels werden für Schwache und für Starke, so lange ich lebe, zum Besten Deiner Seele. Und Owain nahm seinen Vorschlag an und blieb die Nacht da.

Und am nächsten Tage nahm er die vier und zwanzig Frauen und ihre Pferde und ihre Kleider und was sie besaßen an Gütern und Juwelen, und zog an Arthur's Hof mit ihnen. Und wenn Arthur sich freute, als er ihn sah, nachdem er ihn das erste Mal verloren, so war seine Freude nun noch viel größer. Und die von diesen

Frauen, welche wünschten, an Arthu's Hof zu bleiben, die blieben da; und die, so fortzuziehen begehrten, zogen fort.

Und von nun an weilte Owain an Arthur's Hofe, sehr geliebt als das Haupt des Haushaltes, bis er fortzog mit seinem Gefolge: und das war das Heer von dreihundert Raben, welche Kenverchyn ihm hinterlassen. Und wohin immer Owain mit diesen ging, da war er Sieger.

Dobrünä Nikititsch.

Russisches Mährchen.*)

Unter Wladimirs des Großen zahlreichen Gemahlinnen kam keine der bulgarischen Prinzessin Milolika an Schönheit gleich. Ihre Augen glichen Falkenaugen, ihre Augenbrauen glänzten wie Zobel, und ihre Brust war weißer als Schnee. Auch liebte sie Wladimir mit der größten Zärtlichkeit.

Sie wurde von Räubern der Wolga, nahe bei Boogord, der Hauptstadt ihres Vaterlandes, geraubt, und die Räuber hielten sie wegen ihrer seltenen Schönheit für würdig, unter die Beischläferinnen des Großfürsten aufgenommen zu werden. Sie führten sie nach Kiew, dem Sitze des mächtigen Wladimir, und stellten sie ihm vor.

*) Deutsch von Joh. Richter.

Wladimir, ein Kenner weiblicher Reize, war auf den ersten Blick von der wunderbaren Schönheit der bulgarischen Prinzessin bezaubert, und seine Liebe ward in Kurzem so mächtig, daß er sie zu seiner Gemahlin erhob, und allen seinen übrigen Weibern und Beischläferinnen den Abschied gab. Dieß rührte das Herz der stolzen Königstochter, und sie belohnte seine Zärtlichkeit mit treuer Gegenliebe.

Wladimir lebte nun ein paradiesisches Leben. Seine Siege hatten ihm Reichthum und Ueberfluß verschafft; ein langer Friede hatte den Wohlstand seines Landes vermehrt, seine Unterthanen liebten ihn wie ihren Vater, und Milolikens Zärtlichkeit machte ihm die Erde zum Himmel.

Eines Tages, als er, mit seiner Gemahlin und seinen Bojaren, in seinen goldnen Gemächern, an seinen Tischen von Eichenholz, beim Mahle saß — er feierte das Gedächtnißfest eines glänzenden, über die Griechen erfochtenen Sieges — ertönte aus der Ferne der Schall eines Ritterhorns. — Da verstummte die Freude im hohen Saale. Der Großfürst und nach seinem Beispiele die Bojaren, schauten nachdenkend und kummervoll

auf den Boden. Nur Swätorad, der muntre Woiwode von Kiew, sprang auf hinter dem Tische von Eichenholz, ohne den Becher mit Wein, der vor ihm stand, zu leeren, und trat vor den Großfürsten. „Du bist", so sprach er, sich tief verneigend, „Du bist unser Vater und Herr, Du bist die Sonne des Ruhms; warum senkst Du das Haupt? warum macht Dich der Schall des Ritterhorns schwermüthig? Wenn nun auch ein feindlicher Ritter vor Deiner Hauptstadt Kiew erscheint, hast Du nicht tapfre Helden genug, die es mit Jedem aufnehmen können? Wohlan! sende Deine Herolde, daß sie fragen, wer es wagt, das Land der Russen zu befehden." —

Wladimir blickte freundlich auf den muntern Swätorad und antwortete Folgendes auf seine Rede: „Ich danke Dir für Deinen Eifer, guter Swätorad; aber meine Unruhe entspringt nicht aus Furcht. Ich habe Heere geschlagen, feste Städte überwältigt und Könige überwunden, wie könnte ich mich fürchten? Aber ich wünschte fortan meinen Unterthanen das Glück des Friedens zu erhalten, und das allein ist die Ursache, warum mich die Ausforderung zum Kampfe traurig machte.

Wenn es aber sein muß, so will ich mich und mein Land vertheidigen. Gehe und sende Herolde, zu fragen, wer es wagt, gegen Kiew zu treten? wer es wagt, Wladimir zum Kampfe zu fodern?" —

Sogleich verläßt der muntre Swätorad das goldne Gemach und eilt auf den geräumigen Hof. Hier wählt er unter den Herolden zwei der gewandtesten und schickt sie aus, um Kunde über die Herausforderung einzuziehen. Die Herolde schwingen sich auf ihre Rosse und eilen in's freie Feld, wo ihre Blicke sogleich auf ein ungeheures Zelt fallen, neben welchem ein Roß von ungewöhnlicher Größe weidet. Sobald sie das Roß gewahr wird, stampft es mit den Hufen die Erde, und ruft mit starker menschlicher Stimme: „Erwache, mächtiger Drachensohn, Tugarin erwache! Kiew sendet Dir Boten." —

Dieß Wunder setzte die Herolde in Erstaunen, das durch den Anblick des fremden Ritters noch außerordentlich vermehrt wurde. Sie sahen einen Riesen der ungeheuersten Gattung aus dem Zelte treten, unter dessen Schritten die Erde dröhnte. Doch verloren sie nicht die Fassung, und richteten ihren Auftrag aus, wie sich's gebührte. „Wer bist Du?" riefen sie, nachdem sie sich

höflich verneigt hatten. „Wer bist Du, kühner Jüngling aus fremdem Lande? Wie ist Dein Name, und welches ist Dein Ruhm im Vaterlande? Bist Du ein Zar oder ein Zarewitsch? ein König oder ein Königssohn? oder bist Du sonst ein Ritter, dessen Namen die Sänger erheben? Uns sendet der unüberwindliche Fürst von Kiew, die Sonne des Ruhms, Wladimir, Dich zu fragen, wie Du es wagst, gegen Kiew zu treten? wie Du es wagst, ihn zum Kampfe zu fordern?“ —

Diese Fragen verdrossen den Riesen und er gerieth in heftigen Zorn. Aus seinen Augen fuhren Blitze, seine Nase sprühte Funken und mit donnernder Stimme rief er den Herolden zu: „O ihr verächtlichen Wichte, wie könnt ihr's wagen, mir solche Fragen zu thun? Nur euer Heroldsstab schützt euch vor meinem Zorne. Geht zurück und sagt Eurem Fürsten, daß ich gekommen bin, seinen Kopf zu holen, um ihn dem großen Könige Trewul von Bulgarien zu bringen, der wegen des Raubes seiner Schwester Milolika auf ihn zürnt. Sagt ihm, daß ihn nichts retten kann, weder das Dunkel der Wälder, noch die Gipfel der Berge, und daß er seinen Kopf mit nichts lösen kann, weder mit Gold und Silber noch

mit Edelsteinen und Perlen. Wie ich heiße, und welches mein Ruhm im Vaterlande sei, braucht ihr nicht zu wissen; es wird genug sein, wenn ich euch zeige, was ich zu leisten vermag.“ Bei diesen Worten faßte er einen ungeheuern Stein, der nicht weit vom Zelte lag, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt in die Luft, daß er einem kleinen unmerklichen Punkte glich. Voller Furcht und Entsetzen kehrten die Herolde nach Kiew zurück.

Sie traten vor den Großfürsten und erzählten, was sie gesehen und gehört hatten. Als Milolika, die gegenwärtig war, hörte, daß das Roß den fremden Ritter Tugarin, Drachensohn, genannt habe, ward sie bleich, und ein Thränenstrom ergoß sich über ihre Wangen. „Ach!“ rief sie, „wir sind verloren, theurer Gemahl! Nichts kann uns retten, als die Flucht nach dem heiligen Bug*). Tugarin ist ein unbesiegbarer Zauberer. Nur an den Ufern des Bug hört seine Zauberkraft auf. Dorthin laß uns fliehen!“ —

Wladimir suchte seine Gemahlin zu beruhigen. Er

*) Der Bug war den Slaven besonders heilig, und sein Wasser hatte die Kraft, jeden Zauber zu zerstören.

stellte ihr vor, daß seine tapfern Krieger und die Mauern des unüberwindlichen Kiew ihnen Schutz genug gewährten; aber Milolika war nicht zu beruhigen. „Du weißt nicht, theurer Gemahl," sagte sie unter Seufzern und Thränen, wie fürchterlich der Riese Tugarin mir und meinem Hause ist, und wie sehr er Dich jetzt hassen muß, da er mein Bräutigam war und Ansprüche auf meine Hand macht. Wladimir bat Miloliken, ihm diese Räthsel zu lösen, und sie erzählte ihm nun Folgendes:

„Ich bin die Tochter des bulgarischen Königs Bogoris und der kasarischen Fürstentocher Kuridane. Mein Geburtsort ist die Stadt Schikotin, wo meine Eltern gewöhnlich den Sommer zubrachten. Da dieser Ort an der Wolga liegt, so bietet er gute Gelegenheit zum Fischfange dar, an welcher Belustigung meine Mutter ein besonderes Vergnügen fand.

Einmal, als mein Vater gegen ein benachbartes Volk zu Felde lag, suchte sie sich den Gram über seine Abwesenheit durch ihren gewöhnlichen Zeitvertreib zu verscheuchen, und ließ die Netze über die Wolga spannen. Die Fische wurden mit Stangen zusammengetrieben, und eine große Menge Kähne und Boote bedeckte den Fluß,

unter denen sich der Nachen meiner Mutter durch Pracht und Zierlichkeit vor allen andern auszeichnete. Umringt von ihren Frauen und Leibwächtern stand Kuridane in der Mitte des Nachens und sah dem Schauspiele des Fischfanges, das sie so sehr belustigte, mit Vergnügen zu; als auf einmal der jenseits des Flusses gelegene Berg mit einem schrecklichen Krachen auseinander borst. Jedermann wendete die Augen nach der Gegend hin und man sah einen Mann von rauhem und fürchterlichen Ansehn, auf einem mit zwei geflügelten Pferden bespannten Wagen von glänzendem Stahle aus der entstandenen Oeffnung herauskommen. Er fuhr gerade auf den Fluß zu, und als er an's Wasser kam, rollte der stählerne Wagen über die nasse Fläche, wie auf den festen Boden. Da man bemerkte, daß er auf den Nachen meiner Mutter zufuhr, so wurde ein Boot mit Herolden an ihn abgefertigt, die ihn fragen sollten: wie er es wage, sich der Fürstin ohne Erlaubniß zu nähern. Aber der wilde Mann, der ein mächtiger und boshafter Zauberer war, ließ die armen Herolde nicht zu Worte kommen. Er blies, so wie sie anfingen zu reden, auf das Boot und sogleich stürzte es um und begrub Alle, die sich darin

befanden, in den Wellen des Stromes. Bei diesem traurigen Anblicke griffen die Begleiter meiner Mutter zu den Bogen, und schickten einen Hagel von Pfeilen auf den Bösewicht ab. Aber das war umsonst. Die Pfeile prallten von ihm zurück und fielen zerbrochen in's Wasser. Jetzt bemächtigte sich Aller die größte Bestürzung, die in Versteinerung überging, als er mit einem einzigen Zauberworte alle Kähne und die darauf befindlichen Menschen festbannte, daß sie unbeweglich standen, und nun mit ausgebreiteten Armen auf meine Mutter losfuhr und sie in seinen Wagen zu ziehen strebte. Aber eine unsichtbare Macht schien seine Kräfte zu lähmen. So oft er Kuridanen ergreifen wollte, so oft sanken auch seine Arme kraftlos nieder, und er mußte endlich von dem vergeblichen Beginnen abstehen. Er sprang nun in den Nachen meiner Mutter, warf sich vor ihr auf die Kniee, und bat in den stärksten und beweglichsten Ausdrücken um ihre Liebe. Er versprach ihr alle Schätze der Welt und das höchste irdische Glück, wenn sie seine heiße Liebe mit Gegenliebe belohnen, oder auch nur den Talisman ablegen wolle, den sie auf der Brust trug. Diesen Talisman, der Kuridanen rettete, hatte sie bei

ihrer Geburt von einer wohlthätigen Zauberin erhalten, und da sie seine Kraft wohl kannte und den Zauberer gern los sein wollte — denn wie hätte ihr treues Herz einen Andern als Bogoris lieben können? — so nahm sie ihn aus der Kapsel heraus, welche ihn gewöhnlich verbarg, und hielt ihn dem Zauberer unter die Augen. Da fing der Unhold an, am ganzen Leibe zu zittern, und stürzte endlich, wie vom Blitze getroffen, zu Boden. Nur erst, als Kuridane den Talismann wieder verschlossen hatte, erholte er sich von seiner Betäubung. Er sprang auf und bestieg unter den fürchterlichsten Drohungen seinen stählernen Wagen. „Glaube nicht", schrie er schäumend vor Scham und Wuth, „glaube nicht, daß Du meinen Händen entgehen wirst. Ich werde Dich besitzen, und ich will Bogoris selbst, durch die schrecklichsten Verwüstungen seines Landes zwingen, Dich mir zu überliefern. Siehe, ich schwöre beim Tschernobog*), daß ich entweder umkommen oder Dich besitzen will. Bald sollst Du mich wiedersehen." Mit diesen Worten verschwand er.

*) Tschernobog war bei den Slaven der Gott der Unterwelt, und man konnte nicht höher schwören, als beim Tschernobog.

Kuridane kehrte darauf zurück, und da sie in Schikotin, das so nahe an der Wohnung des Zauberers lag und unbefestigt war, nicht sicher zu sein glaubte, so ging sie nach der festen Stadt Boogord, wo sie bekümmert auf den Ausgang des schrecklichen Abenteuers harrte.

Schon am folgenden Morgen erschien auf den Fluren vor der Hauptstadt ein furchtbares zweiköpfiges Ungeheuer, von Drachenart, das in der Sprache meines Landes Sylant genannt wird. Es fraß Heerden und Menschen und verheerte mit seinem giftigen Hauche rund umher Alles. In Kurzem war die Gegend um Boogord eine Wüste, und viele brave Krieger, die das Vaterland von diesem Auswurf der Hölle zu befreien suchten, wurden Opfer ihrer Vaterlandsliebe und ihres Muthes. Alle Morgen erschien der Sylant nahe bei der Mauer und brüllte mit gräßlicher Stimme folgende Worte: „Bogoris, gieb mir Kuridanen, oder ich mache Dein Land zur Wüste!“ —

Als mein Vater von dem Unglück hörte, das seinem Volke und seiner geliebten Kuridane drohte, verließ er die Bahn des Sieges und kehrte eilig nach der Hauptstadt zurück. Hier fand er Alles in Trauer, und in die

Umarmungen seiner treuen Gattin mischten sich bei aller Freude über seine Ankunft Thränen des Kummers. Aber was fühlte nicht sein eigenes Herz, als er den Jammer sah, den das Ungethüm über sein Land verbreitet hatte! — Doch das Bitterste war ihm noch vorbehalten. Bald nach dem ersten Sturme der Freude und des Jammers, den seine Rückkehr in den Herzen Aller und besonders in Kuridanens Herzen erregte, erbot sich diese edelmüthige Fürsten freiwillig zum Opfer für ihn und die guten Bulgarier. „Nein!" rief Bogoris, eher will ich umkommen, eh' ich Dich verliere. Ich werde den Drachen bestehen. Vielleicht verleihen mir die Götter den Sieg; und erlieg' ich im Kampfe, so sterb' ich für Dich und das Vaterland." — Der edelmüthigste Wettstreit erhob sich nun zwischen dem großmüthigen Paare. Jedes wollte sich für das Andere in den gewissen Untergang stürzen. Endlich berief sich Kuridane auf den Ausspruch der Großen des Reichs, und Beide kamen überein, daß sie den Streit entscheiden sollten.

Der König berief sie, und kaum hatten sie den Entschluß Kuridanens vernommen, als sie die Fürstin mit

Danksagungen und Lobsprüchen überhäuften. „Nur dieß," sprach der älteste unter ihnen, ein Greis von hundert Jahren, „nur Deine erhabene Aufopferung, Kuridane, kann uns und Bulgarien retten. Denn wenn Bogoris mit dem Sylant kämpfte und fiele — nur die Götter sind unüberwindlich — würde dann unser Unglück nicht noch größer sein? Nein Fürst! Du mußt Dich Deinem Volk erhalten, um die Wunden wieder zu heilen die der Drache geschlagen hat. Nur Kuridane kann uns retten." — Alle Großen stimmten dem Greise bei und Bogoris war in Verzweiflung.

Es war Morgen, und die schrecklichen Worte: „Bogoris, gieb mir die Gattin!" tönten eben zum Palaste herauf — da stand Kuridane muthig auf, umarmte den betäubten Gemahl und nahm auf ewig von ihm Abschied.

Bei den Worten: auf ewig, sank Bogoris bewußtlos nieder. So männlich seine Seele auch sonst war, so konnte sie doch die Trennung von seiner geliebten Kuridane nicht tragen. Die großmüthige Gattin benetzte ihn mit Thränen und warf sich endlich den Großen, die weinend um sie her standen, mit den Worten in die

Arme: „Führet mich, wohin ihr wollt. Ich bin bereit, Alles für den Gemahl und das Vaterland zu dulden.“ — Man faßte sie nun ehrerbietig unter die Arme, um ihre wankenden Schritte zu unterstützen, und führte sie so eilig, als es bei ihrer Entkräftung möglich war, vor die Stadt. Unterdessen rauchten die Altäre, und Priester und Volk lagen im Staube und flehten zu den Unsterblichen um Rettung für ihre edle Fürstin.

Bald darauf, nachdem die Großen mit Kuridanen den Palast verlassen hatten, kam Bogoris wieder zu sich und als er sich allein sah, ahnete er sein Unglück, und seine Verzweiflung kannte nun keine Grenzen mehr. Er zog sein Schwert und war eben im Begriff, sich's in die Brust zu stoßen, um Kuridanen nicht zu überleben, als er eine Matrone von holdem und majestätischem Ansehn vor sich stehen sah, die seine aufgehobene Hand zurückhielt, und ihn also anredete: „Wie, Bogoris? Du verzweifelst? — Sei ruhig! der Sylant vermag Kuridanen nicht zu schaden. Der Talisman, den sie auf der Brust trägt, wird seine Macht immer und überall zu Schanden machen. Ich bin die Zauberin Dobrada, die Beschützerin Deiner Gattin, die ihr, wie Du weißt, je-

nen Talisman gleich nach ihrer Geburt umgehangen hat. Doch ist es jetzt nicht nöthig, Dir mehr von den Ursachen zu entdecken, die mich bewogen haben, sie mit diesem Schilde gegen Gefahr zu versehen. Ich sah nämlich bei ihrer Geburt voraus, daß sie von der Liebe eines mächtigen Zauberers, Saragur genannt, viel zu fürchten habe. Und da ich gerne so viel Gutes thue, als ich kann, so hing ich ihr einen Talisman um, der sie vor seiner ganzen Macht sichert, und der sie auch jetzt gegen den Sylant schützen wird, der eben dieser Zauberer Saragur ist. Denn als er sah, daß ich mich seiner Leidenschaft widersetzte und Kuridanen gegen ihn in Schutz nahm, so suchte er sich durch allerhand heimliche Tücken an mir zu rächen, so daß ich mich endlich genöthigt sah, ihn dafür zu züchtigen. Durch meine überlegene Macht schloß ich ihn in einen Berg an der Wolga ein, und band sein Schicksal durch die fürchterlichsten Zauberworte, die selbst Tschernobog fürchtet, an einen goldenen Fisch, den ich in die Tiefe der Wolga versenkte. Vermöge dieses Zauberwerks blieb Saragur so lange in seinem unterirdischen Gefängniß eingeschlossen, bis ein Sterblicher den goldnen Fisch herauszog; und erlangte er auf diese Weise dereinst

seine Freiheit, so konnte er sich nur unter der Bedingung in irgend ein böses und schädliches Thier verwandeln, daß er nie seine Gestalt wieder erhielt und bald nach der Verwandlung das Leben verlor. Von ungefähr hatte ein Stör den goldnen Fisch verschlungen, und dieser Stör wurde gerade an dem Tage gefangen, da Deine Gemahlin sich mit dem Fischfange belustigte. Saragur ward nun frei, und der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, war ein Versuch, Kuridanen, die er noch immer mit gleicher Leidenschaft liebte, zu rauben. Da dieser Versuch durch die Kraft des Talismans vereitelt wurde und er überhaupt Kuridanens Widerwillen gegen sich sah, so ward er wüthend und verwandelte sich in den Sylant, ungeachtet er wußte, was für Folgen das haben mußte. Der Rasende! Seine Stunde ist gekommen. Und Du, Bogoris, bist bestimmt, ihn zu vertilgen. Empfange hier das Schwert des berühmten egyptischen Königs Sesostris aus meinen Händen. Es besitzt die wunderbare Kraft, jeden Zauber zu zerstören, und mit ihm wirst Du den Zauberer erlegen, wenn er auch die ganze Hölle zu Hülfe riefe. Nur merke noch Folgendes: Wenn Saragur und sein Andenken ganz

von der Erde vertilgt werden soll, so mußt Du dem Sylant mit einem Streiche beide Köpfe abhauen. Gelingt Dir das nicht, und hauest Du ihm nur einen Kopf ab, so verliert der Zauberer zwar immer auch das Leben, aber er entkommt zuvor noch in seine Höhle, wo er vor seinem Tode ein Ei legt, in welches seine ganze Zauberkraft übergeht, und aus seinem abgehauenen Kopfe entsteht ein steinernes Pferd, welches dann Leben erhält, wenn die unreinen Geister das Ei ausgebrütet haben, aus welchem der Riese Tugarin entsteht, der einst Deinen Kindern sehr gefährlich werden wird. Denn er erbt nicht nur von seinem Vater die ganze Macht zu schaden, wodurch Dieser Dir und Deinem Lande so viel Unheil zugefügt hat, sondern er wird auch Deine Tochter eben so heftig lieben, als Saragur Deine Gattin liebt. Dein Sohn Trewul wird ihm die Hand seiner Schwester verweigern, und darauf wird er das Land so lange verwüsten, bis ihm die Hand Milolikens versprochen wird. Auch ihn kann keine andere Waffe erlegen, als das Schwert des weisen Sesostris, und ein Ritter, der, ohne geboren zu sein, lebt, ist bestimmt, ihn damit zu tödten. Uebrigens hänge Du nur dieses Schwert nach Deinem Siege

über den Sylant in Deiner Rüstkammer unter den übrigen Schwertern auf; das Schicksal wird es, wenn es nöthig ist, schon in die rechten Hände bringen. — Von alle dem, was ich Dir jetzt gesagt habe, entdecke niemandem etwas, als Deiner Gemahlin, und diese kann es einmal wieder ihrer Tochter entdecken.“ —

Nach diesen Worten hüllte sich Dobrada in eine rosenfarbene Wolke und verschwand. Himmlische Wohlgerüche füllten den Saal, und Bogoris fühlte sich wie neugeboren. Aller Kummer war aus seiner Seele verschwunden. Rasch schwang er sich aufs Pferd, und eilte, die Gattin und das Vaterland von dem grausamen Zauberer zu befreien.

Als er in's Freie kam, sah er wie der Sylant auf Kuridanen losstrebte, aber durch die Kraft des Talismans zurückgehalten, sich ihr nie ganz nähern konnte. Bogoris entblößte sein Schwert und sprengte auf das Ungethüm los. Als es diesen Gegner gewahr ward, goß es aus seinen beiden Schlünden Feuerströme auf ihn, die ihm aber nichts schadeten, da ihn das wunderbare Schwert des weisen Sesostris schützte. Um dem Kampfe bald ein Ende zu machen, holte Bogoris aus und führte

einen mächtigen Streich nach den Köpfen des Ungeheuers, der sie gewiß beide vom Rumpfe getrennt, und so den Zauberer und sein Andenken für immer von der Erde vertilgt hätte, wenn nicht der Sylant in demselben Augenblicke, als der Streich fiel, in die Höhe gefahren wäre. Dieß rettete ihm einen Kopf. Der andere rollte auf die Erde und ward sogleich zu Stein. Fürchterlich brüllend erhob sich das Ungethüm und flog nach seiner Höhle. Bogoris verfolgte es zwar, konnte es aber nicht einholen. Es verschwand in dem geborstenen Berge an der Wolga, der sich über ihm zuthat.

Mein Vater trauerte, daß es ihm nicht gelungen war, den bösen Zauberer mit seiner ganzen Brut zu vernichten; aber endlich behielt die Freude über die Rettung seines geliebten Weibes und des Vaterlandes die Oberhand über den Kummer. Er stellte die Zukunft den Göttern anheim, und nachdem er meiner Mutter die Weissagungen der guten Zauberin entdeckt hatte, hing er das Schwert des weisen Sesostris unter den übrigen Schwertern in seiner Rüstkammer auf.

Meine Eltern durchlebten nun den Rest ihrer Tage in ungestörter Ruhe und Zufriedenheit. Als ich heran=

gewachsen war, erzählte mir meine Mutter ihre Geschichte und entdeckte mir zugleich, was mir von dem Riesen Tugarin bevorstände. Dabei hing sie mir den Talisman um, den sie von Dobraden empfangen hatte. Bald darauf starben meine Eltern. Nach ihrem Tode lebte ich mehrere Jahre mit meinem Bruder in ungestörtem Frieden, bis sich auf einmal das Gerücht von einer seltenen Naturerscheinung verbreitete, die in der Nähe der Hauptstadt zu sehen sei. Der König, mein Bruder, begab sich selbst an den Ort, und ich begleitete ihn dahin. Man zeigte uns einen Stein, der von Stunde zu Stunde größer wurde, und immer mehr die Gestalt eines ungeheuren Pferdes bekam. Jedermann wunderte sich über dieses Spiel der Natur, wie man es nannte; aber mir fielen die Prophezeiungen Dobradens ein, die ich von meiner Mutter gehört hatte, und ich zweifelte nicht, daß die Zeit der Geburt Tugarins und meines Unglücks gekommen sei. Indem ich noch daran dachte, wurden wir durch ein Erdbeben erschreckt. Der nahgelegene Sylantberg — der seit der Zeit, als sich der Sylant dahin rettete, diesen Namen führte — that sich von einander, und ein Riese von ungeheuerer Größe trat daraus hervor.

Er schritt über die Wolga her und ging gerade auf das steinerne Pferd los. So wie er es mit der Hand berührte, ward es lebendig. Der Riese schwang sich darauf und sprengte gerade auf mich zu. Er wollte mich anfassen, aber schnell zog er die tölpischen Hände wieder zurück, als hätte er sich verbrannt. Die Kraft des Talismans widerstand ihm. Darauf wandte er sich zu meinem Bruder und schrie mit gräßlicher Stimme! „Höre, Trewul! ich sehe, daß ich Deine Schwester nicht mit Gewalt rauben kann, und deshalb verlange ich, daß Du sie überredest, mir freiwillig ihre Hand zu geben. Dazu geb' ich Dir drei Tage Frist, und nach Verlauf dieser drei Tage empfang' ich Miloliken aus Deinen Händen, oder ich mache Dein Land zur Wüste." — Nach diesen schrecklichen Worten entfernt' er sich auf seinem colossalischen Pferde mit der Geschwindigkeit des Blitzes.

Wir kehrten traurig nach der Stadt zurück, wo mein Bruder sogleich den Rath zusammen berief und ihm die Foderung des Riesen und seine Drohungen vorlegte. Alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß man ein Heer gegen ihn aufbringen müsse, das im Stande sei, seine Drohungen zu vereiteln, da die Prinzessin abgeneigt sei,

dem Riesen ihre Hand zu geben. In der Geschwindigkeit wurden zehntausend Bogenschützen und zweitausend gepanzerte Reiter ausgerüstet, die beim Anbruche des dritten Tages auszogen und sich in der Ebene der Stadt in Ordnung stellten, um den Riesen zu erwarten. Tugarin erschien bald, und sogleich drückten die Bulgaren ihre Pfeile und Spieße auf ihn ab; aber sie schadeten ihm eben so wenig, wie seinem Vater. Sie prallten von ihm zurück, wie von einem Felsen. Der Riese gerieth über diesen Angriff in einen wüthenden Zorn. „Wie," brüllte er, „Trewul sendet Truppen gegen mich? Ich muß also sein Feind sein? Wehe ihm, dem Unmächtigen?" — Und ohne Weiteres ergriff er die Reiter und Bogenschützen dutzendweise und verschlang sie, ein Dutzend nach dem andern, bis auf den letzten Mann. Darauf fing er an, Alles um die Stadt her zu verheeren. Menschen und Vieh verschlang der nimmer satte Schlund des Ungeheuers. Die Wohnungen der Menschen zerbrach er mit seinen gigantischen Fäusten. Ganze Wälder riß er mit der Wurzel aus der Erde, und Felder und Wiesen zertraten die Hufe seines ungeheuern Rosses.

Um dem allgemeinen Unglück ein Ende zu machen,

entschloß sich endlich mein Bruder, mich aufzuopfern. Unter bittern Thränen entdeckte er mir, daß er kein anderes Mittel kenne, sich und sein Land vom Untergange zu retten, als daß er meine Hand dem Riesen verspräche. Ich antwortete ihm nur durch Thränen, und zögernd fertigte er nun eine Gesandtschaft an Tugarin ab, die ihn nach Boogord einlud. Er kam. Stolz schritt er zum Thore der Stadt herauf, wo ihn Trewul und die Großen des Reichs erwarteten. — Ich war in Verzweiflung. Endlich fiel ich auf einen Ausweg. Ich versprach dem Riesen meine Hand, unter der Bedingung, daß er durch irgend eine wohlthätige Macht zuvor die Gestalt und Größe eines gewöhnlichen Menschen erhielte. Ich hoffte, daß dieß nicht sobald geschehen würde, und daß es mir vielleicht gelingen könnte, mich durch die Flucht zu retten. — Tugarin, den die Liebe zu mir verblendete, willigte ohne Verzug in diese Bedingung, und schwur beim Tschernobog, daß er nicht eher auf meinen Besitz Anspruch mache, bis mein Verlangen erfüllt sei. — Er blieb nun in Boogord und diente meinem Bruder mit vielem Eifer. — Bald darauf fand ich Gelegenheit, auf einem Spaziergange meinen Ränken und Aufseherinnen

zu entwischen. Ich irrte einen ganzen Tag ohne Speise und Trank herum, bis ich endlich von Räubern der Wolga aufgehascht und an Deinen Hof geführt wurde.

Nach allem Diesen, mein theurer Gemahl, beschloß Milolika ihre Erzählung, nach allem Diesen kannst Du leicht denken, welche Gefahr Dir bevorsteht. Tugarin muß Dich hassen, da Du mein Gemahl bist. Seine Macht ist groß, und niemand kann ihn überwinden, als der Ritter, welcher lebt, ohne geboren zu sein. Keine Waffe kann ihn tödten, als das Schwert des weisen Sesostris. Du mit allen Deinen tapfern Helden vermagst nichts gegen ihn. Darum laß uns fliehen, theurer Gemahl! An den Ufern des heiligen Bug sind wir sicher; dort wirkt kein Zauber." —

Diese Erzählung Milolikens machte die stärksten Eindrücke auf das Herz des Großfürsten; aber doch konnte er sich nicht entschließen, sein Land zur Zeit der Noth zu verlassen, und überdieß schien ihm die Flucht vor einem einzigen Ritter, so sehr Riese er auch sein mochte, immer entehrend. „Wie?" rief er, „der Monarch, vor welchem der Orient zittert, dessen Muth die ganze Welt bewundert, der sollte zur Zeit der Gefahr

fliehen, der sollte mit aller seiner Macht vor einem einzelnen Manne flüchten? — Nein! lieber will ich hundert Mal des grausamsten Todes sterben!" — Aber bei alle dem, wie sollte er seine geliebte Milolika beruhigen? Wie konnte er den fürchterlichen Riesen bestehen, da er weder ungeboren das Licht erblickt hatte, noch das Schwert des egyptischen Königs besaß? — Diese Räthsel bekümmerten seine Seele. Doch löste sein Verstand das erste gar bald. Er besann sich, daß der Kalk, mit welchem die Mauern Kiews erbaut waren, in dem heiligen Wasser des Bug gelöscht, und folglich dem Riesen der Eingang in die Stadt versperrt war. Dieß reichte hin, Milolika zu beruhigen, die nun nicht länger auf der Flucht bestand, da sie sah, daß ihr theurer Wladimir in Kiew eben so sicher sei, als an den Ufern des Bug. Denn was sie selbst betraf, so konnte ihr der Riese nirgends etwas anhaben, da sie durch die Kraft des Talismans gegen alle seine Unternehmungen geschützt wurde. Aber der Gedanke an den Kampf mit dem Riesen beunruhigte den Großfürsten um so mehr. — „Wo ist der ungeborne Sterbliche, der mit dem Schwerte des weisen Sesostris

bewaffnet, den Zauberer Tugarin zu erlegen bestimmt ist?" —

Siehe, da sprengt ein Ritter von kühnem und edlem Ansehen, bewaffnet mit einem köstlichen Schwerte, angethan mit einem glänzenden Panzer, ohne Schild und Lanze in den Hof des Palastes. Er springt vom muthigen Rosse und giebt es dem flinken Knappen. Darauf schreitet er stolz die hohe Treppe hinauf zu den goldenen Gemächern des Großfürsten und tritt vor Wladimir mit folgender Rede: „Ich heiße Dobrünä Nikititsch, und komme, Dir zu dienen." — „Sei mir willkommen," antwortete der Großfürst, „sei mir willkommen, Dobrünä Nikititsch! Aber wie ist es möglich, daß Du dem Riesen Tugarin entgangen bist, der die Wege nach Kiew besetzt hält?" — „Tugarin?" versetzte der Ritter; „ich fürchte ihn nicht, und längst schon hätte ich ihm seinen großen Kopf vor die Füße gelegt, wenn ich nicht gewünscht hätte, diese That vor Deinen Augen zu thun." — Der Großfürst erstaunte über die Keckheit des fremden Jünglings, und fragte ihn, ob es sein Ernst sei, mit dem Riesen zu kämpfen? — „Allerdings," sagte Dobrünä, „und das ist gerade die Ursache,

warum ich nach Kiew komme." — „Aber weißt Du auch, daß nur ein Ritter, welcher lebt, ohne geboren zu sein, den Zauberer überwinden kann?" — „Ich weiß es," erwiederte Dobrünä, „und dieser Ritter bin ich." — „Hast Du aber auch das Schwert des Sesostris?" — „Hier ist es," antwortete Dobrünä, „indem er auf das Schwert an seiner Hüfte zeigte, und wenn Du mir erlauben willst, mächtiger Fürst, Dir meine Geschichte zu erzählen, so wirst Du finden, daß mich das Schicksal bestimmt hat, die Erde von dem Ungeheuer Tugarin zu befreien.

Der Großfürst ertheilte ihm diese Erlaubniß mit Freuden und Dobrünä hub also an:

„Zwar hab' ich Vater und Mutter gehabt, aber doch hab' ich das Licht der Welt erblickt, ohne geboren zu sein. Denn da meine Mutter mit mir schwanger ging, wurde sie auf einer Reise, die sie mit meinem Vater zu einer Verwandtin machte, von Räubern erschlagen. Ein Säbelhieb in den Unterleib hatte eine so große Oeffnung gemacht, daß ich herausfiel. Da auch mein Vater bei dieser Gelegenheit getödtet wurde und Niemand sich meiner annahm, so wäre ich wahr-

scheinlich umgekommen, wenn mich nicht die wohlthätige Zauberin Dobrada, die gerade diese Straße zog, gefunden und sich meiner angenommen hätte. Sie nahm mich mit sich und brachte mich auf die schöne Insel im Ocean, die sie gewöhnlich bewohnt, wo sie mich mit der größten Sorgfalt erzog. Sie nährte mich mit Löwenmilch, tauchte mich täglich mehrere Male in die Wellen des Oceans, badete mich im Morgen- und Abendthaue, und übte mich Tag und Nacht durch Arbeiten und Entbehren. Durch diese Erziehung wurde mein Körper so stark, daß ich schon im zehnten Jahre meines Alters die stärksten Bäume aus der Erde mit der Wurzel riß. Sechs Greise unterrichteten mich in allen zwei und siebenzig bekannten Sprachen und in der Fechtkunst, worin ich solche Fortschritte machte, daß ich in meinem funfzehnten Jahre alle sechs Schwerter meiner Lehrer von mir abzuhalten im Stande war. Dobrada belohnte mich für meinen Fleiß mit diesem glänzenden Panzer, den ich trage, welcher die Tugend hat, jede Gefahr, sei sie natürlich oder übernatürlich, von meinem Leibe abzuwehren.

Bald darauf redete mich die Zauberin, die ich wie meine Mutter ehrte und liebte, also an: „Dobrünä Ni-

„kititsch, Deine Erziehung ist vollendet, und es ist Zeit, „daß Du in fremden Ländern durch ritterliche Thaten „Ruhm und Ehre erwirbst. Ziehe aus, Du bist zu „großen Dingen bestimmt. Zwar ist es mir nicht er„laubt, Dir die Zukunft ganz zu enthüllen; aber so viel „kannst Du wissen, daß Du zu dem Besitze des wun„derbaren Schwertes des weisen Sesostris „von Egypten gelangen wirst. So bald Du es fin„dest, wird das Schwert, das Du an Deiner Seite trägst, „von selbst auf die Erde fallen, und jenes wird sich hin „und her bewegen. Bemächtige Dich dann desselben ge„trost, denn Du bedarfst seiner, um demjenigen, in des„sen Rüstkammer Du es findest, und seinem ganzen Hause „einen großen Dienst zu leisten. Du wirst nämlich da„mit einen mächtigen Zauberer und Riesen erlegen, der „ihm viel Unheil zugefügt hat. — „Was Du etwa „sonst noch zu Deiner Reise brauchst," fuhr sie fort, „wird Dir dieser Ring verschaffen, den Du nur zu drehen „brauchst, um jeden billigen Wunsch sogleich erfüllt zu „sehen."

Darauf hieß sie mich ein Boot besteigen, in welches sie selbst nach mir stieg. Das Boot durchschnitt die

Wellen, wie ein Pfeil, und ich fiel bald in einen tiefen Schlaf. Wie lange unsere Reise gedauert hat, weiß ich nicht; denn als ich wieder erwachte, befand ich mich allein auf einer schönen Ebene, nicht weit von einer großen Stadt. Doch konnte mich Dobrada noch nicht lange verlassen haben, weil die himmlischen Wohlgerüche, die sie gewöhnlich umgeben, mich noch umdufteten, und tief am östlichen Horizont sah ich die rosenfarbene Wolke noch, die sie überall umhüllt. Meine ganze Seele trauerte, als ich mich allein sah; und bei dem Gedanken, daß ich nun von der weisen und gütigen Dobradà getrennt sei, die ich wie meine Mutter liebte, konnt' ich mich der Thränen nicht enthalten. Der nahe Wald hallte wieder von meinen Klagen, und ich wiederholte den Namen meiner gütigen Wohlthäterin unzählige Mal.

Endlich ermannte ich mich. Ich wünschte mir ein Roß und einen Knappen, um als Ritter in die nahgelegene Stadt zu ziehen, und da ich bei diesem Wunsche von ungefähr den Ring drehte, den ich von Dobraden erhalten hatte, und an dessen Kraft ich mich kaum noch erinnerte: so sah ich auf einmal einen Knappen mit zwei Rossen neben mir, unter denen ich das schönste und am

reichsten geschmückte für mich wählte und das andere dem Knappen überließ. So ritt ich auf die Stadt zu.

Am Thore erfuhr ich, daß die Stadt Boogord heiße und die Hauptstadt des bulgarischen Reichs sei. Trewul herrschte in Boogord und der Riese Tugarin war an seinem Hofe. Er hatte ihm die Hand seiner Schwester versprechen müssen, um die Verheerung seines Landes zu verhindern, das der Riese so lange verwüstete, bis ihm Trewul die Hand der Prinzessin zusagte.

Als ich vor dem Könige erschien, gefiel ich ihm sehr, und er nahm mich nicht nur in seine Dienste, sondern machte mich auch zum Wächter seiner Rüstkammer, eine Würde, die eine der ersten am bulgarischen Hofe ist.

Tugarin zeigte von dem ersten Augenblicke an, da er mich sah, den bittersten Haß gegen mich; und da ich hörte, welches Unheil er Trewul und seinem Lande zugefügt hatte, so zweifelte ich nicht, daß er der Riese und Zauberer sei, den zu erlegen ich bestimmt war. Nur fehlte mir noch das Schwert des Sesostris. Doch dauerte es nicht lange, daß ich auch diese unschätzbare Waffe in meine Gewalt bekam.

Ich trat in die königliche Rüstkammer, um die mir

anvertrauten Waffen zu besehen, und kaum hatt' ich einen Schritt über die Schwelle gethan, als das Schwert, welches ich trug, auf die Erde fiel und unter einer großen Menge von Schwertern sah ich eins sich hin und her bewegen. Ich konnte nicht zweifeln, daß dies das wunderbare Schwert des egyptischen Königs sei, mit welchem ich den Riesen erlegen sollte. Ich bemächtigte mich desselben mit um so viel größerer Zuversicht, da ich dadurch den König Trewul von einem Feinde befreien konnte, der ihm und seinem Hause so gefährlich war. Ich gürtete es um die Hüften und hing das meinige dafür auf.

Von jetzt an floh mich der Riese Tugarin, da er wahrscheinlich durch seine Zauberkunst wußte, daß ich das Schwert in meiner Gewalt habe, das ihm so fürchterlich war, und in Kurzem verschwand er aus Boogord, nachdem er zuvor dem Könige gesagt hatte, er zöge aus, um Milolikеn zu suchen, die von Räubern geraubt worden war.

Sogleich nahm auch ich Urlaub vom Könige und machte mich auf, den Riesen zu verfolgen. Unterwegs erfuhr ich, daß er nach Kiew gezogen sei, wo Milolika als Deine Gemahlin lebe. Ich eilte ihm nach, und

komme nun, wie ich sehe, eben noch zu rechter Zeit, um Unglück zu verhüten. Ich erwarte nur Deine Erlaubniß, mächtiger Fürst, zum Kampfe mit Deinem und meinem Feinde.

Bei diesen Worten ließ sich Dobrünä auf ein Knice vor dem Großfürsten nieder, und dieser stand von seinem Stuhle auf, nahm die goldene Kette von seinem Halse und hing sie dem Ritter mit folgenden Worten um: „Dieses Zeichen meiner Gnade sei Dir ein Beweis, Dobrünä Nikititsch, wie sehr ich mich freue, einen so wackern Ritter in meinem Dienste zu haben. Morgen bekämpfst Du den Riesen, und ich zweifle nicht, daß Du den Sieg davon tragen wirst.“ — Darauf befahl er, dem Ritter ein Gemach in seinem Palaste anzuweisen, und ihm alle gebührende Ehre zu erzeigen. Dobrünä stattete dem Großfürsten für so viele Gnade seinen Dank ab und beurlaubte sich, um von den Beschwerden der Reise auszuruhen und Kräfte zum morgenden Kampfe zu sammeln.

Unterdessen gingen auf Wladimir's Befehl die Ausrufer in Kiew umher und riefen das Volk für den folgenden Tag auf die Mauern, um Zeuge des Kampfes

zwischen dem Ritter und dem Zauberer zu sein, und die Priester brachten den Göttern feierliche Opfer dar, um Segen für Kiew und den Ritter gegen den bösen Zauberer und die höllischen Mächte, die ihm beistanden, zu erflehen.

Kaum hatte die purpurfarbene Simzerla *) ihr feuriges Gewand über den Himmel gebreitet und die Bahn des großen Weltlichts mit ihren tausendfarbigen Feuern geschmückt, als das ungeduldige Kiew schon auf die Mauern strömte, um das große Schauspiel nicht zu versäumen. Der Großfürst mit seiner Gemahlin und allen Großen des Reichs bestieg ein besonders in der Eile zu dieser Feierlichkeit erbautes Gerüst über dem großen Thore der Stadt, und harrte auf die Ankunft des Ritters, den er noch selbst vor seinem Auszuge mit dem Wunderwasser des göttlichen Bug besprengen wollte.

Endlich kündigte der Schall der Trommeln und Hörner die Ankunft des Ritters an. Zehntausend gepanzerte Reiter ritten mit erhobenen Lanzen vor ihm her und stellten sich vor dem Thore in zwei Reihen. Nach

---

*) Simzerla war die Aurora der Slawen.

ihnen kam der Ritter in seinem glänzenden Panzer, mit dem kostbaren Schwerte des Sesostris bewaffnet, auf einem reichgeschmückten Streitroß. Das Volk bewillkommte ihn mit einem Freudengeschrei, und die Reiter schlugen mit ihren Lanzen zusammen, als er vor dem Thore erschien. Mit edlem Anstande und ritterlichem Wesen wendete er sein Roß und grüßte den Großfürsten durch dreimalige Neigung des Schwertes. „Großer Beherrscher Rußlands," hub er an, „auf Deinen Befehl zieh' ich aus, um den Zauberer und Riesen Tugarin zu bekämpfen, der sich erkühnt hat, Dich zum Kampfe zu fodern." — „Ziehe hin," antwortete Wladimir, „ziehe hin, tapfrer Jüngling, und bekämpfe in meinem Namen den bösen Zauberer! Die Götter mögen Dir Sieg verleihen!" — Bei diesen Worten besprengte er den Ritter und sein Roß mit dem Wasser des heiligen Bug, und Dobrünä sprengte durch die Reihen der Reiter mit verhängtem Zügel nach dem weißen Zelte, begleitet von dem Jauchzen und den Segenswünschen der Zuschauer.

Der Riese, den das ungewöhnliche Geräusch der Trommeln und Hörner und das Freudengeschrei des Volks erweckt hatte, saß schon zu Pferde und war eben

im Begriff, näher an die Stadt zu reiten, um zu sehen, was es gäbe, als er den Ritter auf sich zukommen sah. Und da er in ihm den fürchterlichen Wächter der Rüstkammer des bulgarischen Königs erkannte, der im Besitze des wunderbaren Schwertes war, so stieß er ein fürchterliches Geheul aus. Schäumend fluchte er Göttern und Menschen, und jagte mit ausgebreiteten Armen auf den Ritter los, um ihn zu packen; aber Dobrünä lachte seiner ohnmächtigen Wuth. Um ihm besser beizukommen, berührte er erst mit seinem Schwerte das bezauberte Pferd des Riesen, und sogleich zerfiel es unter ihm in Staub. Darauf ließ er die jeden Zauber zerstörende Waffe des weisen Sesostris über dem Haupte des Zauberers blitzen, der durch das schnelle Zusammenstürzen seines Rosses auf die Erde gefallen war. Tugarin's Untergang schien unvermeidlich, und schon jauchzten die Zuschauer von den Mauern dem Sieger Beifall zu, als auf einmal die ganze Hölle ihrem geliebten Kinde zu Hülfe kam. In einem Augenblicke rauschte ein feuriger Strom zwischen beiden Kämpfern, feurige Schlangen umzischten den Ritter von allen Seiten und ein dicker Rauch verhüllte den Riesen. Aber dies Spiel der

Hölle war nur von kurzer Dauer. Dobrünä berührte mit seinem Schwerte den Strom, hieb einige Mal durch die Luft, und Feuerstrom und Schlangen waren verschwunden. Darauf ging er auf den Rauch zu, der den Riesen verbarg, und kaum war die Spitze des Schwertes in denselben gedrungen, als er, gleich dem übrigen Zauberwerke, verschwand. Man sah nun den Riesen ausgestreckt auf der Erde liegen, und hörte, wie er vor Angst brüllte. Kaum aber merkte er, daß der Rauch, der ihn vor dem Ritter verborgen hatte, verschwunden sei, als er aufsprang und wie rasend auf den Ritter losstürzte. Dobrünä erwartete ihn festen Fußes; und als er seine ungeheuern Tatzen zum zweiten Mal ausstreckte, um den Ritter zu fassen, hieb sie ihm dieser mit einem einzigen Streiche beide weg. Der zweite des wunderbaren Schwertes, geführt von der Hand des starken Ritters, welcher lebte, ohne geboren zu sein, trennte das verruchte Haupt von den Schultern. Der Koloß stürzte und von seinem Falle dröhnte die Erde.

Bei diesem Augenblicke erhob das Volk ein Freudengeschrei. Hunderttausend Stimmen riefen: Es lebe

unser Großfürst und der Besieger des Riesen, Dobrünä Nikititsch! —

Der Ritter, der abgestiegen war, um den Kopf des erlegten Feindes als Siegeszeichen auf sein Schwert zu stecken, war eben im Begriff, sein Roß wieder zu besteigen, um dem Großfürsten Rechenschaft von seinem Kampfe abzulegen, als er sah, daß ihm dieser, begleitet von seiner Gemahlin und den Großen des Hofes entgegen kam. Der höfliche Ritter eilte, ihm zuvorzukommen, und legte ihm das Haupt des Riesen zu Füßen. Der Großfürst umarmte ihn vor allem Volke und steckte ihm einen goldnen Ring an den Finger, während ihm Milolika eine seidne, mit Gold gestickte Schärpe umhing. Dobrünä beugte das Knie, und dankte dem Großfürsten und seiner Gemahlin in zierlichen und höflichen Worten für diese Gnadenbezeigungen. Darauf kehrten alle voller Freude nach der Hauptstadt zurück, wo die Feste und Lustbarkeiten zu Ehren des Ritters mehrere Wochen hindurch dauerten.

Auch fertigte Wladimir Boten an seinen Schwager Trewul ab, und ließ ihm seine Vermählung mit der reizenden Milolika und die Niederlage ihres gemeinschaft-

lichen Feindes, des Riesen Tugarin, melden. Dobrünä aber blieb an Wladimir's Hofe und verrichtete noch viele andere tapfre und große Thaten, die ihm Ruhm und Ehre und dem Großfürsten Nutzen und Vortheil schafften. Auch war er unter allen Rittern an Wladimir's Hofe vom Fürsten und Volk am meisten geliebt und geachtet.

Eisen Laczi.

Ungarisches Mährchen. *)

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und drei Söhne gehabt; der jüngste Sohn hieß Eisen Laczi und war sehr muthwillig; wie er nun einmal aus der Schule zu Hause ging, begegnete ihm ein altes Weib, welches Eier in einem Korbe trug; der junge Prinz stieß absichtlich an ihren Korb, so daß alle Eier heraus und auf den Boden fielen; die Alte aber sprach zornig: für diese Unart soll Dir Dein nächster Wunsch gewährt sein, und mit diesem Wort war sie und die Eier verschwunden. Wie der Prinz nach Hause kam, standen seine drei Schwestern eben im Hofe. Die Erste

*) Deutsch von Johann Grafen Mailath.

hatte ein Kleid wie die Sonne, die Zweite eines wie der Mond, die Dritte eines wie die Sterne. Dies waren ihre Hauskleider; an Festtagen trugen sie noch prächtigere. Sie luden Eisen Laczi zum Ballspiel ein. Er nahm den Antrag willig an; die drei Schwestern aber hatten sich verabredet, daß sie ihn oft und tüchtig treffen wollten, um ihm die losen Streiche alle zu vergelten, die er ihnen gespielt. Die Prinzessinnen waren sehr geschickt und jeder Wurf traf. Wie nun Eisen Laczi merkte, daß sie es auf ihn abgesehen hätten, wurde er zornig und rief: ich wollte, daß Euch die Erde verschlänge, und also bald waren auch die drei Prinzessinnen von der Erde verschlungen.

Der ganze Hof gerieth hierüber in Trauer und Bestürzung. Der älteste Sohn trat zu seinem Vater und sprach: „Vater, laß mich hinausziehen, ich suche meine Schwestern und bringe sie wieder zurück. Der Vater gab seine Einwilligung, der älteste Prinz zog hinaus, kam aber nicht wieder zurück. Auch der zweite Prinz zog hinaus, die Schwestern zu suchen, aber auch er kam nicht wieder zurück.

Indessen war Eisen Laczi herangewachsen, und als

der König einst auf seinem Throne saß, kniecte er vor ihm nieder und redete: Vater! an allem dem Schmerz, der Dich befallen, bin ich Schuld. Erlaube mir, daß ich hinausziehe, die verlornen Schwestern und Brüder anfzusuchen. Mit ihnen, oder nie, siehst Du mich wieder. Der König war über diese Heldengesinnung erfreut, und willfahrte seinem Wunsch.

Eisen Laczi war schon den ganzen Tag gewandert, als er im Wald eine arme Frau traf, die sich abmühte, ein Bündel Holz vom Boden aufzuheben. Eisen Laczi, der seit dem Verschwinden seiner Schwestern sanft und mild geworden war, und dem jetzt die Erinnerung an das alte Weib mit den Eiern lebhaft erwachte, näherte sich der alten Frau, hob das Bündel Holz vom Boden auf und legte es ihr auf den Rücken. Die Alte sah ihn freundlich an; euer guter Wille soll euch vergolten werden, sagte sie. Ich weiß wohin ihr wollt, wär't ihr mir nicht beigestanden, so hättet ihr eure Schwestern nie gefunden, jetzt aber will ich euch auf euren Pfad helfen. Sie stampfte auf den Boden, die Erde öffnete sich, und ein Kasten war zu Eisen Laczi's Füßen. Die arme Frau fuhr fort: lege Dich in diesen Kasten, er bringt Dich

unter der Erde in das Schloß, wo die Schwester mit dem Sonnenkleid wohnt. Eisen Laczi folgte ihrer Rede, die Erde schloß sich über ihm, und der Kasten lief fort, weit, weit, sehr weit. Plötzlich blieb der Kasten stehen, die Erde öffnete sich, Eisen Laczi sprang hinaus und sah ein silbernes Schloß vor sich, ein Fluß rauschte vor dem Thor, und über den Fluß führte eine Brücke aus Rasirmessern, die Messer bewegten sich unaufhörlich, so daß sie alles zerschnitten, was sich auf die Brücke wagte. Wie werde ich da hinüber kommen! rief Eisen Laczi aus. Sei unbesorgt, antwortete der Kasten, hinein in das Schloß werd' ich Dich schon bringen, wie Du aber hinaus kömmst, ist Deine Sorge. Eisen Laczi legte sich wieder in die Lade, und der Kasten brachte ihn unten dem Fluß mitten in das Schloß; hier sprang Eisen Laczi zum zweiten Male aus der Lade, bedankte sich bei dem Kasten für die Mühe, die er sich mit ihm gegeben, trug ihm auf, der alten freundlichen Frau seinen herzlichsten Dank zu melden, und ging die Stiege hinauf; oben begegnete er seiner Schwester. Wie kömmst Du hieher, mein Bruder, rief sie aus, hieher! wo selbst kein Vogel fliegt? Ich will Dich abholen, entgegnete Eisen Laczi. Ich bin

in der Gewalt des sechsköpfigen Drachen; wenn er Dich hier trifft, bist Du verloren, sprach die Schwester. Ich werde mit ihm kämpfen, redete Eisen Laczi. Zeige mir die Rüstkammer, daß ich mir eine Rüstung aussuche. Die Schwester that nach seinem Willen. Wie nun Eisen Laczi unter den Schwertern und andern Waffengattungen wählte, fand er plötzlich ein Fläschchen mit der Aufschrift: Drachenstärke — er setzte es an, und trank es bis an den Boden aus. Kaum hatte er das Fläschchen wieder niedergestellt, als er einen entsetzlichen Knall vernahm. Der Drache kömmt nach Haus, rief die Prinzessin, aus einer Entfernung von zehn Meilen wirft er jedesmal seinen Buzogány auf das Thor, daß es angelweit aufspringt, so verkündet er seine Ankunft. Wie sie das letzte Wort gesprochen, stand der sechsköpfige Drache schon vor ihnen. Was willst Du hier, Mensch? rief er zornig aus; ich will mit Dir kämpfen, antwortete Eisen Laczi. Ich muß erst sehen, erwiederte der Drache, ob Du würdig bist, Dich mit mir zu messen. Er winkte der Prinzessin, sie brachte ein steinernes Brod und ein hölzernes Messer. Der Drache nahm beides und schnitt sich ein Stück vom Brod ab, und reichte dann Messer

und Brod dem Eisen Laczi hin. Eisen Laczi schnitt das Brod mitten auseinander. Der sechsköpfige Drache sah ihn verwundert an und sprach: ich will mit Dir kämpfen. Sie schritten zur Eisentenne hinab. Eisen Laczi umfaßte den Drachen und warf ihn zu Boden, daß er bis an das Kniee in Eisen versank; der Drache aber sprang heraus und warf Eisen Laczi bis an die Hüften in den Boden; dieser aber raffte sich wieder auf und warf den Drachen so nieder, daß er bis an den Hals versank, dann zog er sein Schwert und hieb ihm alle sechs Köpfe ab. Vom Drachen hast Du mich befreit, mein lieber Bruder, rief die Prinzessin freudig aus, aber wie kommen wir über die Brücke? Sei ohne Sorgen, entgegnete Eisen Laczi, grub den Drachen aus, zog ihm die Haut ab und breitete sie über die Brücke. So scharf die Messer auch schnitten, doch widerstand ihnen die Haut, bis Eisen Laczi und seine Schwester hinüber waren. Drüben stand die alte Frau, nahm die Prinzessin beim Arm und sprach: ich bringe Dich zu Deinem Vater, Du aber Laczi geh zu meinem Bruder, dem Schmidt, der wird Dir weiter helfen.

Eisen Laczi ging weiter fort und traf auf eine

Schmiede, die war ganz von Stahl und der Schmidt war es auch. Guten Morgen Laczi! rief der Stahlschmidt, meine Schwester hat mir schon gesagt, was Du willst, ich will Dir helfen. Du sollst von Eisen sein, wie die Leute sagen; dies ist zu Deinem Kampfe nicht genug, ich will Dich stählen. Eisen Laczi trat zu ihm hinein, und durch des Schmidtes Kunst ward er hart wie Stahl. Er ging nun muthig seinen Weg weiter zum goldnen Schloß, das ihm von fern her entgegen schimmerte. Als er näher kam, sah er, daß es sich auf Entenfüßen unaufhörlich bewegte. Eisen Laczi faßte den einen Fuß so, daß das Schloß nicht weiter konnte; mit der andern Hand riß er das Thor auf und trat hinein. Der neunköpfige Drache kam ihm entgegen und sprach: Du bist ein starker Bursche, ich will mit Dir kämpfen; sei Du ein eisernes Rad, ich will ein papiernes Rad sein, rennen wir von zwei Bergen gegen einander an. Nein, sprach Eisen Laczi, sei Du das eiserne Rad, ich will das papierne sein, und so geschah es auch. Die zwei Räder rannten gegen einander an, das Eisenrad fiel und verlor einen Nagel; dieser Nagel aber war ein Kopf des Drachen. Da sprach der Drache: kämpfen

wir als Flammen; sei Du die rothe Flamme, ich will die blaue sein; nein, sprach Eisen Laczi, ich will die blaue sein, sei Du die rothe, und so geschah es auch. Wie nun die beiden Flammen mit einander rangen, flog der Wasserrabe über sie hin. Der Drache rief ihn an: Wasserrabe! Wasserrabe! gieß nur einen Tropfen in die blaue Flamme, ich gebe Dir einen Kopf dafür. Dies erzürnte Eisen Laczi sehr und er rief: Wasserrabe! gieß einen Tropfen in die rothe Flamme, ich gebe Dir neun Köpfe dafür. Der Wasserrabe that nach Eisen Laczi's Wunsch und die rothe Flamme erlosch augenblicklich. Eisen Laczi gab nun dem Wasserraben die neun Köpfe des Drachen, nahm seine Schwester, die Prinzessin mit dem Mondkleide, brachte sie zum stählernen Schmidt und bat ihn, er möchte sie zu seinem Vater bringen. Der Schmidt versprach es, Eisen Laczi aber ging weiter, seine dritte Schwester, die nämlich mit dem Sternenkleide, und seine beiden Brüder aufzusuchen.

Es waren schon mehrere Tage vergangen, als er zu einem brennenden Heuschober gelangte, im Heuschober aber war eine Schlange, die Schlange rief gar kläglich:

Hilf mir, ich will Dir dankbar sein. Eisen Laczi trat hinzu und riß die Schlange heraus. Da sprach die Schlange: ich bin die Tochter des Schlangenkönigs, komm mit mir auf seine Burg, er wird Dir meine Rettung lohnen. Als sie am Thor der Schlangenburg standen, sagte die Prinzessin: was Dir auch mein Vater bieten mag, nimm es nicht, begehre aber das schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmuzigste Hemd aus der Schlangenburg, es wird Dich nicht reuen; hierauf führte sie ihn zu ihrem Vater. Als der Schlangenkönig die Gefahr und Rettung seiner Tochter vernahm, bot er dem Eisen Laczi Gold und Silber und Geschmeide und verschiedene Zauberkünste an. Eisen Laczi aber entgegnete: dies Alles brauch' ich nicht, gieb mir nur das schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmuzigste Hemd in der Schlangenburg. Der Schlangenkönig stutzte einen Augenblick, dann sprach er: diesen Wunsch hat Dich meine Tochter gelehrt, es sei! Hierauf wurden die drei Gaben gebracht, die Tochter des Schlangenkönigs redete aber zu Eisen Laczi: Du hast gut gethan, meinem Rathe zu folgen, das Roß ist ein Tátos, das

Schwert besiegt jeden Feind, so lang es nicht geputzt wird, das Hemd macht unverletzbar, so lang es in kein Wasser kommt; benütze diese Gaben gut, so kannst Du Deinen Zweck erreichen.

Eisen Laczi zog weiter fort zur Burg des zwölfköpfigen Drachen, der seine Schwester mit dem Sternenkleid gefangen hielt. Als er ankam, war der Drache eben nicht zu Hause. Die Schwester trat ihm weinend entgegen: flieh mein Bruder, sprach sie, sonst bist Du verloren, wie ich und Deine beiden Brüder. Sieh! welch ein trauriges Loos mich getroffen hat, unsere Brüder hängen im Rauchfang und ich muß täglich Feuer machen und sie dörren helfen. Mein Schwert wird Euch befreien, tröstete sie Eisen Laczi. Nein! jammerte die Prinzessin, Gewalt kann uns nicht befreien, die Frau des zwölfköpfigen Drachen ist eine Zauberin, sie hat einen Spruch gethan, daß wir für ewige Zeit verloren sind, wenn jemand den zwölfköpfigen Drachen unsertwegen bekämpft. Du mußt uns dem Drachen abkaufen. Das will ich gern thun, erwiederte Eisen Laczi. Da fuhr der zwölfköpfige Drache mir seiner Frau in voller Herrlichkeit in das Schloß ein. Als er vom Wagen stieg,

redete ihn Eisen Laczi an: Herr! verkaufe mir die beiden Prinzen und das Mädchen mit dem Sternenkleide. Die Frau des Drachen antwortete: Du bist Eisen Laczi, gieb uns das rostige Schwert, so an Deiner Seite hängt, und das Hemd, das Du trägst, und Du sollst bekommen, was Du begehrst. Eisen Laczi erwiederte: ihr begehrt zwei Dinge von hohem Werthe, aber für meine Geschwister ist mir nichts zu theuer, somit nahm er das Schwert von seiner Seite, zog das Hemd aus und gab beides dem zwölfköpfigen Drachen. Kaum hatte dieser das Hemd übergeworfen und das Schwert gezückt, als er hohnlachend ausrief: Du Thor, wie hast Du Dein Bestes verschleudern können, nun mußt Du sterben. Wenn es sein muß, erwiederte Eisen Laczi, so erlaube mir zuvor von meinem Pferd Abschied zu nehmen. Der zwölfköpfige Drache gewährte seine Bitte. Als Eisen Laczi im Stall bei seinem Pferde stand, sagte er kläglich: weist Du, was geschehen ist? ja, sprach das Pferd. Der Drache hat unklug gethan, nicht mich als Preis zu verlangen, denn dann wärst Du verloren, jetzt kann ich Dir helfen. Begehre vom Drachen, daß er Dich, wenn Du getödtet bist, auf mich binde, für das Uebrige

laß dann mich sorgen. Eisen Laczi ging zurück und bat: Zwölfköpfiger Drache! da ich nun sterben muß, so bitte ich Dich, binde mich, wenn ich todt bin, auf mein Roß und laß es laufen. Den Gefallen kann ich Dir erweisen, sagte der Drache darauf und zerschnitt Eisen Laczi in viele kleine Stücke, vielleicht in hundert, wickelte sie in ein Tuch und band das Tuch auf das Roß. Dieses aber lief, als ob es der Sturm davon trüge.

Der Schlangenkönig vernahm ein Sausen von fernher. Er sagte zu seiner Tochter: dem Eisen Laczi ist gewiß Unglück widerfahren, denn der Tátos naht in Zorn. Vor dem Thor ließ nun der Schlangenkönig ein hohes Feuer auflodern. Der Tátos sprang wüthend heran und verschlang die Flamme; dies kühlte ihn etwas ab, und er blieb im Hofe stehen. Hier bring ich meinen zerhackten Herrn; dies war alles, war er sagte. Der Schlangenkönig legte die einzelnen Theile sorgfältig wieder zusammen, und sandte alle Schlangen aus, um heilbringende Kräuter zu suchen. Als die Schlangen zurückgekommen waren, kochte er die Kräuter, und wusch Eisen Laczi damit, und dieser erwachte auf der Stelle

und war siebenmal schöner als er ehedem gewesen. Weil aber in der Schnelle des Laufes aus dem Bündel die rechte Schulter heraus gefallen war, verfertigte ihm der Schlangenkönig eine andere aus Gold und Elfenbein.

Eisen Laczi zog nun wieder aus, die Schwester und die Brüder zu retten. Als er nahe beim Schloß des zwölfköpfigen Drachen war, verwandelte er sich in ein Roß und lief in den Schloßhof. Die Frau des zwölfköpfigen Drachen merkte wohl, daß hier ein Zauber walte, daß aber das Roß Eisen Laczi sei, wußte sie nicht. Sie rief den zwölfköpfigen Drachen und begann: Ich muß sterben, wenn ich nicht sogleich die Leber dieses Pferdes essen kann. Der Drache winkte und sogleich ward das Roß gefangen, um getödtet zu werden. Die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging eben vorüber. Sie jammerte: Du dauerst mich, schönes Roß! es ist Jammerschade, daß man Dich tödtet. Wenn Du wirklich Mitleid fühlst, flüsterte das Roß, so nimm die Erde, auf welche die ersten zwei Blutstropfen fallen, wenn man mich tödtet, und wirf sie in den Garten des Drachen. Die Prinzessin that, wie sie gebeten wurde, und am

nächsten Morgen stand ein Baum da mit goldenen Aepfeln. Die Frau des zwölfköpfigen Drachen rief ihren Mann und begann: ich muß sterben, wenn mein Frühstück nicht bei dieses Baumes Holz gekocht wird. Der Drache winkte und seine Diener traten herbei, den Baum zu fällen. Die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging aber vorüber und jammerte: Du dauerst mich, schöner Baum, es ist Jammerschade, daß Du ausgehauen wirst. Wenn Du wirklich Mitleid fühlst, lispelten die Blätter, so nimm die ersten zwei Späne, die beim Fällen wegfallen, und wirf sie in den Teich des Drachen. Die Prinzessin that, wie sie gebeten wurde, und am nächsten Morgen schwamm ein wunderschönes Goldfischlein im Teich. Die Frau des zwölfköpfigen Drachen rief ihren Mann und begann: ich muß sterben, wenn ich das Goldfischlein nicht bei mir im Zimmer habe. Der Drache wollte ihrem Willen gern willfahren, es gab aber kein Mittel, das Fischlein zu fangen. Weil er nun ein sehr guter Schwimmer war, beschloß er, selbst in das Wasser zu gehen. Er legte das rostige Schwert ab, damit es ihm beim Schwimmen nicht hinderlich sei, zog das schmutzige Hemd aus, weil es nicht

naß werden durfte, und sprang in die Fluthen. Also bald aber warf sich das Fischlein ans Land, schüttelte sich und Eisen Laczi stand da. Er zog schnell das Hemd an und das Schwert aus. Wie die Frau des zwölfköpfigen Drachen dies sah, schwang sie sich auf einen Besenstiel und flog davon. Dem Drachen fiel es bei, daß Eisen Laczi wieder ganz geworden sei, als man ihn auf sein Roß band, er bat also: wenn Du mich tödtest, so binde mich auf mein Roß. Eisen Laczi hieb ihm mit einem Streich alle zwölf Köpfe ab und band sie und den Rumpf auf das Roß des Drachen. Dies lief fort, ist aber nicht wieder zurückgekommen.

Eisen Laczi nahm nun seine beiden Brüder aus dem Rauchfang, wo sie schon ganz dürr und schwarz geworden waren und führte sie zum Schlangenkönig, damit er sie heile. Auch seine Schwester die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging mit. Als sie zum Schlangenkönig kamen, saß ein wunderschönes Fräulein an seiner Seite, sie hatte einen Stern auf ihrer Stirn. Der Schlangenkönig sprach: Dies ist meine Tochter, die Du aus den Flammen errettet hast, ich gebe sie Dir zur Frau. Sie

hielten eine große Hochzeit; die beiden Brüder, als sie wieder weiß und fett geworden waren, gingen mit der Schwester zum Vater zurück. Eisen Laczi aber und seine Frau lebten sehr vergnügt und leben noch, wenn sie nicht gestorben sind.

Tschurilo Plenkowitsch.*)

Russisches Mährchen.

Nach Dobrünä Nikititsch war kein Ritter am Hofe des Großfürsten Wladimir so edel und brav, so keck und tapfer, als Tschurilo Plenkowitsch. Besonders zeichnete er sich durch eine ungewöhnliche Leibesstärke aus. Niemand konnte sich im Ringen mit ihm messen, als der unüberwindliche Zögling Dobradens, der ihn hierin, so wie in allen andern Rittertugenden übertraf. Diese beiden tapfern Helden waren die besten Freunde, und Dobrünä, der um mehrere Jahre älter war, als Tschurilo, unterrichtete diesen im Gebrauche der Waffen und in den Gesetzen der Wissenschaft. Als Tschurilo sein zwanzigstes

*) Deutsch von Joh. Richter.

Jahr zurückgelegt hatte, und gerade Friede im Lande war, rieth ihm Dobrünä, auf ritterliche Abenteuer auszuziehen, und in fremden Ländern Ruhm und Ehre zu suchen. „Du bist jung,“ sprach der edle Ritter zu seinem Freunde, und Reisen bilden die Jugend. Ziehe aus, und erwirb Dir durch edle und tapfere Thaten, durch Beschützung der Unschuld und durch Bestrafung des Frevels in fernen Landen Ruhm und Ehre, damit Dein Name und der Name Deines Vaterlandes auch von Fremden geehrt werde.“ — Dieser Vorschlag gefiel dem wackern Jünglinge, und des andern Tages, nachdem er Urlaub von dem Großfürsten und den zärtlichsten Abschied von seinen Freunden genommen hatte, verließ er Kiew. Er nahm seinen Weg nach Westen. Die Wälder von Litthauen durchzog er, ohne das geringste Abentheuer, und schon war ein beträchtliches Stück von Preußen durchwandert, ohne daß er Gelegenheit gefunden hätte, sein Schwert zur Beschützung der Unschuld und zur Bestrafung des Frevels zu ziehen, als eines Tages, da er an dem schattigen Ufer des Pregels ausruhte und sein gutes Roß im hohen Grase weiden ließ, eine klagende, weibliche Stimme seine Aufmerksamkeit

auf sich zog. Er wendete seine Blicke nach der Gegend, woher die Stimme kam, und sah ein Mädchen von hohem, schlanken Wuchse, das vor einem großen Feuer stand und sich die Augen trocknete. Er stand auf und trat näher. Da hörte er deutlich folgende Worte: „Heiliges Feuer, wirst Du es dulden, daß mein Vater von dem starken Jünglinge gezwungen wird, mich in die Arme des verhaßten Druiden zu liefern? — Wirst Du es dulden, daß Deine Priesterin ein Opfer der Gewalt wird?“ — Ein Thränenstrom unterbrach ihre Klagen.

Der brave Tschurilo fühlte Mitleiden mit dem Mädchen, und freute sich sogleich eine Gelegenheit gefunden zu haben, die verfolgte Unschuld zu vertheidigen. Er ging an das Feuer und bat das weinende Mädchen mit freundlichen Worten um eine nähere Erklärung ihrer Klagen und versicherte sie dabei, daß er nicht zugeben werde, daß ihr Gewalt geschehe.

Das Mädchen erschrack anfangs über die unvermuthete Erscheinung eines fremden Mannes von so hoher Gestalt und ritterlichem Ansehen; aber die freundlichen Worte und die hoffnungsvollen Versicherungen des Rit-

ters machten ihr wieder Muth, und sie hob also an: Wer Du auch seist, edler Ritter, mein unglückliches Schicksal wird Dich rühren. Höre meine Geschichte. Ich bin die Tochter des Oberpriesters Weidewuth. Mein Name ist Prelepa, und seit sieben Jahren bin ich dem Dienste des Gottes Ischambrat geweiht, den meine Landsleute unter dem Bilde des ewigen Feuers verehren. Alle Morgen ruft mich meine Pflicht unter diese Eiche, um die heilige Flamme zu nähren und eine Hand voll Bernstein zu opfern, den das Meer an unsere Küsten wirft. Auch muß ich als Priesterin eine immerwährende Keuschheit bewahren, und nur mein Vater der Oberpriester kann dieß Gelübde lösen.

Eines Morgens, als ich, meiner Pflicht gemäß, das heilige Feuer unterhielt, sah mich der Druide Kriwida, der nicht weit von hier in einer unterirdischen Höhle wohnt, wo er sich mit geheimen Arbeiten beschäftigt, durch welche es ihm unter anderm gelungen ist, ein Wasser zu erfinden, das Demjenigen, der es trinkt, eine übernatürliche Stärke verleiht. Da er zu seinen Arbeiten mancherlei Kräuter braucht, so durchstreift er oft die umliegenden Gegenden

und sammelt die kräftigsten Pflanzen. Oft hatt' ich ihn auf seinen Wanderungen gesehen, aber immer war ich so glücklich gewesen, mich seinen Blicken zu entziehen, denn ich fürchtete mich vor seinem häßlichen und widerlichen Ansehen eben so sehr, als vor seiner Gewalt. Aber an jenem Morgen stand er unversehens vor mir, und sein erster Blick auf mich zeigte mir mein Unglück. Er faßte mich freundlich grinsend bei der Hand und erklärte mir in hochtrabenden Worten seine Liebe. Ich wies ihn mit spöttischem Lächeln zurück, und berief mich vor allem auf mein Gelübde der Keuschheit. Aber dieß schreckte ihn nicht ab. Er kam alle Morgen wieder und suchte mein hartes Herz, wie er es nannte, zu erweichen. Endlich verlor ich die Geduld und schwur ihm, seinen rothen Bart mit einem Brande aus dem heiligen Feuer zu verbrennen, wenn er mich nicht in Ruhe ließe. Darüber gerieth er in Zorn, denn sein häßlicher Bart geht ihm über Alles, und er schwur mir wieder, daß ich sein werden sollte, auch wider meinen Willen. Er wolle meinen Vater zwingen, mein priesterliches Gelübde zu lösen, und mich in seine Arme zu liefern. Und leider! hielt er seinen Schwur. Da er für seine Person auf der

Oberfläche der Erde keinen Gebrauch von seinem Wunderwasser machen kann: so brachte er drei Jünglinge von seiner Verwandtschaft durch dieses Geschenk dahin, daß sie ihm eidlich angeloben mußten, ihre durch das Wunderwasser erhaltenen Kräfte vor allen Dingen zur Erlangung seiner Wünsche anzuwenden. Er gab Jedem von ihnen ein Glas dieses Wassers zu trinken, und sogleich erhielten sie eine unglaubliche Stärke. Der Erste riß die stärksten Eichen mit der Wurzel aus der Erde, der Zweite stürzte Felsen um, und der Dritte wickelte die größten Steine in seinen langen Knebelbart, und schleuderte sie, so weit das Auge reichte. Deswegen nannte der Druide den Ersten auch Eichenbruch, den Zweiten Felsensturz und den Dritten Starkbart. Als sie ihre Kräfte auf diese Weise hinlänglich erprobt hatten, sandte sie der Druide zu meinem Vater, um in seinem Namen um mich zu werben. Mein Vater wies die Freiwerber verächtlich ab; aber dieß kam ihm theuer zu stehen. Starkbart schlang seinen Knebelbart um die oberpriesterliche Wohnung und schleuderte sie in's Meer, während Eichenbruch und Felsensturz meinen Vater und meine Brüder auf ihre starken Schul-

tern luden und sie nach der Höhle des Druiden trugen. Hier drohte man meinem Vater mit dem grausamsten Tode, wenn er mich nicht unverzüglich von dem Gelübde der Priesterschaft lossspräche und seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit dem Druiden gäbe. Was sollte der gute Vater machen? Er mußte der Gewalt weichen, und die Wünsche Kriwida's erfüllen. — Heute hab' ich nun zum letzten Male des heiligen Feuers gewartet," beschloß Prelepa unter Thränen ihre Erzählung, und ich sehe alle Augenblicke der Ankunft der drei starken Freiwerber entgegen, die mich zu dem ungestalten Kriwida schleppen sollen." —

„Mögen sie kommen," antwortete Tschurilo der weinenden Jungfrau; „wir wollen sehen, was sie gegen die Götter Rußlands und Wladimirs Ritter vermögen." — Prelepa kannte weder Rußland, noch Wladimir, aber sie hatte Zutrauen zu dem Ritter, und sie überließ sich gern seinem Schutze.

Kaum hatte sie Zeit, ihm das zu versichern. — Die drei Brüder erschienen. Das Mädchen verbarg sich zitternd hinter dem Ritter. „Wer bist Du, Waghals," schrie Eichenbruch dem Ritter entgegen, „daß Du es

wagst, mit der Braut des weisen Druiden Kriwida zu kosen?" — Auf diese Frage antwortete Tschurilo bloß mit einem Hiebe seiner Peitsche, und dieß reichte hin, die Unterhaltung zu endigen. — Eichenbruch stürzte entseelt zu den Füßen seiner Brüder. — „Wie?" schrie Starkbart, indem er seinen Knebelbart strich, „Du fängst noch Händel an? Warte" — aber Tschurilo ließ ihn nicht ausreden. Er packte ihn bei seinem Knebelbart und warf ihn so unsanft zu Boden, daß er das Aufstehen vergaß. Unterdessen hatte Felsensturz einen ungeheuren Stein aufgehoben, und war im Begriff, ihn auf den Ritter zu werfen; aber indem er dazu ausholte, gab ihm Tschurila einen so fürchterlichen Stoß mit dem Fuße, daß er das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte, wo ihn der Stein erdrückte. Der Sieg und die Rettung des Mädchens waren also entschieden. Die freudetrunkene Prelepa warf sich dem Ritter zu Füßen und dankte ihm in den rührendsten Ausdrücken für ihre Rettung. Tschurilo hob sie freundlich auf und bat sie, ihn nun zu der Höhle des Druiden zu führen, wo ihr Vater und ihre Brüder gefangen gehalten wurden; aber Prelepa wußte den Eingang der Höhle nicht genau an-

16

zugeben, sie vermuthete nur, daß er in dem nahgelegenen Walde sei, aus welchem der Druide gewöhnlich gekommen war, wenn er sie des Morgens besucht hatte. Der Ritter nahm die Jungfrau hinter sich aufs Roß und ritt nach dem Walde. Aber er durchritt ihn in die Kreuz und in die Quer, wie ihn die reizende Prelepa, die sich fest an ihn hielt, reiten hieß, ohne die Wohnung des Druiden zu finden, und endlich hatten sie sich so verirrt, daß ihm Prelepa gestand, sie wisse selbst nicht mehr, wo sie wären, und nach welcher Seite sie sich wenden müßten, um die Höhle zu finden. Es war Nacht; die Jungfrau klagte über Müdigkeit, und so mußte sich Tschurilo schon entschließen, im Walde zu übernachten und die weiteren Nachforschungen bis auf den morgenden Tag zu verschieben. Er stieg am Rande einer sanft murmelnden Quelle ab, und hob die Jungfrau höflich aus dem Sattel. Nachdem sie sich durch einen Trunk aus der frischen Quelle gelabt und einige Bissen aus dem Reisevorrathe des Ritters gegessen hatten, warfen sie sich beide ins hohe Gras, um hier zu übernachten. Doch vergaß Prelepa, so unschuldig sie auch war, nicht, den Ritter zu erinnern, er möge hübsch bescheiden

sein, wobei sie sich aber unter dem Vorwande der Furcht, so hart an ihn anschmiegte, daß es dem guten Tschurilo wohl zu verzeihen gewesen wäre, wenn er die Ermahnung des Mädchens geradezu als eine Aufforderung zum Gegentheil angesehen hätte. —

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als Prelepa sich ungern den Armen des — Schlafes entriß und dem wackern Ritter zögernd zur neuen Wanderung folgte. — Heute schien dem irrenden Paare ein glücklicherer Stern, als gestern. Kaum waren sie eine halbe Stunde geritten, als sie auf einem Fußsteig geriethen, der sie durch mancherlei Krümmungen zu einer eisernen, mit Moos bewachsenen Fallthüre führte. Prelepa zweifelte nicht, das hier der Eingang zur Höhle sei. Tschurilo sprang vom Pferde und eilte, die Thüre aufzuheben; aber, waren es die Beschwerlichkeiten, die er in den letzten vier und zwanzig Stunden erduldet hatte, oder war Zauberei im Spiele — genug, er konnte die Thür nicht aufheben. Als die Jungfrau dieß sah, rief sie ihm schalkhaft lächelnd zu: „Ei, ei, starker Ritter! ich werde euch wohl zu Hülfe kommen müssen, die Thür zu öffnen.“ — Tschurilo lachte über den Einfall des

Mädchens; aber Prelepa versicherte ihn ernsthaft, daß sie die Thür sogleich öffnen wolle, wenn es ihm beliebe. Der Ritter, der sich nur wenig auf die Künste der Weiber verstand, meinte, das wäre nun wohl unmöglich, da seine Ritterkraft, von der sie doch solche Proben gesehen habe, nicht hinreiche, die Thüre auch nur zu lüften. — „Ungläubiger," rief Prelepa, indem sie vom Pferde stieg und nach der Thür eilte, ich will Dir zeigen, daß Weiberlist manchmal mehr vermag, als die Stärke des Mannes." — Und dabei klopfte sie mit einem Steine an die eiserne Thüre und rief mit lauter Stimme: „Mache auf, Kriwida! Prelepa, Deine Braut, ist da!" — Der Druide, der Prelepen mit seinen Neffen schon am vorigen Tage erwartet hatte, harrte voll Ungeduld auf der Treppe, die zu seiner Wohnung führte und horchte, ob die reizende Braut nicht bald käme. Voll Entzücken öffnete er nun die Thüre, da er ihre Stimme hörte. Aber seine Freude verwandelte sich in Schrecken und Wuth, als er anstatt seiner Neffen, einen fremden Ritter erblickte, hinter welchem sich Prelepa versteckte, so bald er sich zeigte. Wer bist Du, Tollkühner!" rief er und blieb auf der

obern Stufe der Treppe stehen, „den ich hier mit meiner Braut allein finde? Entferne Dich, damit Dich meine starken Neffen nicht finden und Dich für Deine Verwegenheit züchtigen.“ — „Mit Deinen Neffen,“ antwortete Tschurilo, „bin ich schon fertig, und jetzt soll Die Reihe an Dich kommen.“ Unter diesen Worten hatte er sich der Fallthür genähert und holte aus, um dem Druiden einen Hieb mit seiner mächtigen Peitsche zu versetzen, der ihn wahrscheinlich den Wissenschaften für immer entrissen hätte; aber dieser merkte seine Absicht, und zog sich eilig zurück, um in seine unterirdische Wohnung zu kommen, wo die Kraft des starkmachenden Wassers auch auf ihn wirkte. Er versuchte es, auch die Fallthür hinter sich zuzuwerfen, aber der Ritter kam ihm zuvor und hielt sie mit starken Arm. Darauf folgte er dem Druiden eilig die Treppe hinab, nach dem er Prelepen in ein Paar flüchtigen Worten zu verstehen gegeben hatte, sie solle ihn erwarten, er werde bald wieder zurückkommen.

Die Treppe führte den Ritter in einen geräumigen Hof, in dessen Hintergrunde ein schöner Palast von schwarzem Marmor stand. Da er nicht zweifeln konnte,

daß er den Druiden da finden werde, so war er eben im Begriff, in denselben zu treten, als er Kriwiden aus der offenen Thüre auf sich losstürzen sah. Er hatte eine Flasche des starkmachenden Aquavits geleert, die ihm solche Stärke verliehen hatte, daß der Ritter Mühe hatte, sich seiner zu erwehren; aber so wie nach und nach die Dünste des Wassers verrauchten, hatte Tschurilo leichtes Spiel. Der Druide suchte ihm zwar wieder zu entwischen, um sich auf's Neue zu stärken, aber Tschurilo hielt ihn fest und warf ihn endlich zu Boden. Nun war es um den armen Verliebten geschehen, wenn er nicht auf einmal eingesehen hätte, was für ein Thor er gewesen sei. Die Weisheit kehrte ihm unter Tschurilo's Faustschlägen zurück, und er stimmte ein reuiges Paterpeccavi an. Er schwur auf's Heiligste, die Lust zu heirathen, sei ihm gänzlich vergangen und er gebe alle Ansprüche auf Prelepen für immer auf. Dabei versicherte er, dem Oberpriester und seinen Söhnen, deren Fesseln, außer ihm, kein Sterblicher zu lösen im Stande sei, weil sie hermetisch versiegelt wären, die Freiheit unverzüglich wieder zu geben, und versprach dem Ritter noch obendrein einige Flaschen des Wunder-

wassers, wenn er ihm das Leben schenkte. Der großmüthige Tschurilo Plenkowitzsch, der des überwundenen Feindes gern schonte, und überdieß in die Worte des Druiden keinen Zweifel setzte, weil er selbst gewohnt war, immer die Wahrheit zu sagen, ließ die aufgehobene Hand sinken und richtete den Druiden auf. Auch betrog ihn dieser nicht. Nachdem er den Ritter noch gebeten hatte, er möge ihm sagen, wo seine Neffen lägen — denn er hoffte, sie durch seine Kunst wieder in's Leben zurückzubringen — und ihm der Ritter den Ort bezeichnet hatte, führte er ihn zu dem Gemache, in welchem der Oberpriester mit seinen Söhnen eingeschlossen war. Die eiserne Thüre dieses Gefängnisses widerstand in der That allen Anstrengungen des Ritters, sie zu öffnen, da sie doch sogleich aufsprang, als sie der Druide nur berührte. — Der Oberpriester und seine Söhne waren außer sich vor Freuden, als ihnen der Druide selbst ihre Befreiung ankündigte, und dabei feierlich auf Prelepens Hand Verzicht that. Er schwur bei dem heiligen Feuer, daß dieß sein Ernst sei, und daß der Oberpriester und seine Familie künftig durchaus nicht von ihm, oder den

Seinigen beunruhigt werden sollten. Dieser Schwur tilgte jeden Zweifel aus der Brust des Oberpriesters, denn man hatte noch kein Beispiel, daß ein Preuße einen Schwur gebrochen hätte. Darauf händigte der Druide dem Ritter drei Flaschen seines Wunderwassers ein, und dem Oberpriester gab er eine Summe an Gold und Silber, um ihn theils für den Verlust seines Hauses zu entschädigen, theils um das Böse zu vergüten, das er ihm angethan hatte. Tschurilo nahm nun Abschied von dem Druiden, nachdem er ihn vorher noch gewarnt hatte, ja nicht wider sein gegebenes Wort zu handeln, denn bei seiner Rückkehr werde er sich sorgfältig erkundigen, ob er sein Versprechen gehalten habe. Der Druide schwur nochmals, er meine es redlich, und Tschurilo stieg beruhigt mit dem Oberpriester und seinen Söhnen die Treppe hinauf.

Unterdessen hatte Prelepa mit Ungeduld auf den Ausgang des Abenteuers und die Zurückkunft des Ritters gewartet. Und schon fing sie an zu zweifeln, daß der Ritter den Druiden besiegt habe; denn warum blieb er sonst so lange aus? Wie geschwind besiegte er nicht die drei starken Brüder! — Was besorgt die

Furcht nicht? Alle Augenblicke glaubte die zitternde Jungfrau, den verhaßten Kriwida als Sieger erscheinen zu sehen, um sie für immer in seine Höhle zu schleppen. — Wie groß mußte nun ihr Entzücken sein, als sie anstatt des gefürchteten Druiden, ihren Erretter an der Hand ihres Vaters und ihrer Brüder aus der Höhle hervortreten sah. Sie flog in die Umarmungen des Greises und Thränen der Freude benetzten die eingefallenen Wangen des glücklichen Vaters. Aus den Armen des Vaters eilte sie in die Arme der Brüder, und die entzückte Familie vergaß über die Freude des Widersehens selbst ihren Wohlthäter den Ritter. Der Vater erinnerte endlich seine Kinder an den Dank, den sie ihm schuldig wären. Beschämt wandten sie sich nach ihm um, ihm zu danken. Aber ihre Blicke suchten ihn vergebens. Er hatte unterdessen sein Roß bestiegen und war fortgeritten.

Tschurilo Plenkowitzsch zog nun weiter gen Westen und verrichtete viele große und edle Thaten, die seinen und seines Vaterlandes Namen in allen Ländern berühmt machten.

Wassili Boguslajewitsch.

Russisches Mährchen.*)

Boguslai, Fürst von Nowgorod, wurde achtzig Jahre alt, und regierte sechzig Jahre ruhig und glücklich. Sein einziger Sohn Wassili war bei seinem Tode zwanzig Jahr alt. Von der väterlichen strengen Zucht befreit, unter Aufsicht einer zärtlichen, ihn halb vergötternden Mutter, ließ er seiner starken feurigen Natur den Zügel, und richtete mancherlei Unheil an. Er war fast den ganzen Tag auf der Straße und kurzweilte mit Jünglingen und Männern; aber wer sich mit ihm einließ, der kam gewöhnlich schlimm dabei weg, denn wessen Hand er faßte, der war um seine Hand, und wessen Kopf er antastete, der war um seinen Kopf.

---

*) Deutsch von Joh. Richter.

Ueber dergleichen tolle Kurzweil des jungen Fürstlein fingen die Nowgoroder an zu murren, und die Posadniks versammelten sich auf dem Rathhause, um Rath zu pflegen. Nach gefaßtem Beschluß traten sie vor die Mutter Wassilis und redeten sie also an: „Du bist eine brave Frau, Amelpha Timophejewna, und so halte doch Dein liebes Söhnlein Wassili Boguslajewitsch besser in Zucht, daß er nicht auf die Straße geht und nach seiner Art kurzweilt; denn schon ist unsre große Stadt durch seine Kurzweil an Menschen ärmer geworden." —

Ueber diese Rede ward die brave Matrone sehr bekümmert und versprach den Posadnicks, ihren Waska*) in Zukunft besser in Zucht zu halten. Darauf that sie ihnen eine Ehre an und ließ sie höflich von sich. Nun berief sie ihren lieben Waska vor sich und ermahnte ihn mit folgenden Worten: „Ach, mein theures Kind, gehe doch nicht mehr auf die Straße, um mit den Männern und Jüngliugen von Nowgorod zu kurzweilen. Du hast Ritterstärke aber Du weißt sie nicht zu gebrauchen; denn wen Du bei der Hand fassest, der ist um seine

*) Waska, das Diminutiv von Wassili.

Hand, und wen Du bei dem Kopfe nimmst, der ist um seinen Kopf. Darüber murrt das Volk, und die Posadniks sind bei mir gewesen, um sich zu beklagen. Bedenke, wenn sie gegen uns aufständen, was könnten wir machen? Du bist eine vaterlose Waise und ich eine arme Wittwe; und so groß Deine Stärke auch ist, vermagst Du wohl gegen Tausende zu stehen? Sind nicht die Männer von Nowgorod ohne Zahl? Höre mein gutes Wort, liebes Kind, und folge Deiner Mutter." — Wassili Boguslajewitsch hörte die Ermahnungen seiner Mutter still und ehrfurchtsvoll an, und nachdem sie ausgeredet hatte, neigte er sich vor ihr bis zur Erde und antwortete ihr mit bescheidner Miene Folgendes: „Liebe Mutter, ich fürchte nicht die Posadniks und die Männer von Nowgorod; wohl aber fürcht' ich Deine mütterliche Ermahnung und Dein gutes Wort. Ich verspreche Dir, nicht mehr auf die Straße zu gehen, um Kurzweil zu treiben. Aber wie soll ich mich sonst belustigen? Wie soll ich die Stärke meiner Arme versuchen? Du hast mich nicht geboren um hinter den Ofen zu sitzen, und nicht umsonst hat mir das Schicksal Ritterstärke verliehen. O, wenn meine Zeit kommt, will ich die Posadniks schon

demüthigen, und das ganze Land der Russen soll sich vor mir beugen. Aber jetzt steh' ich noch unter Deiner Zucht, und so erlaube mir, Kammeraden zu wählen, mit denen ich scherzen und kurzweilen und die Kraft meiner Arme versuchen kann. Gieb mir Bier und Meth, damit ich die Muthigen und Starken laden kann, und so Kameraden finde, die nach meiner Hand sind." — Diese Bitte wurde ihm gewährt, und Amelpha Timophejewna ließ vor die Thore des Schlosses Fässer mit Meth und Bier stellen, und schwere goldne Trinkgeschirre daran hängen, und sandte Herolde aus, die durch die Straßen von Nowgorod gingen und ausriefen: „Wer herrlich und in Freuden leben will, und Lust hat, bunte Kleider zu tragen, der komme auf das Schloß zu Wassili Boguslajewitsch; aber er berathe sich zuvor mit seiner Stärke und prüfe die Festigkeit seiner Knochen, denn Wassili Boguslajewitsch liebt nur die Muthigen und Starken." — So riefen die Herolde von Morgen bis zum Abend, aber es wollte niemand kommen. Unterdessen schaute Wassili Boguslajewitsch aus dem hohen Gemache durch das vergitterte Fenster mit Sehnsucht nach seinen Kameraden umher; aber die Fässer standen unan-

gerührt, und keine Gäste stellten sich ein. Endlich spät gegen Abend erschien Fomuschka der Dicke an dem Thore des Schlosses, trat zu den Fässern von Eichenholz, ergriff die schwere goldene Schale, schöpfte sie voll Meth und leerte sie auf einen Zug. Als Wassili das sah, eilte er aus dem hohen Gemache auf den geräumigen Hof zu Fomuschka dem Dicken, und schlug ihn mit seiner schweren Keule gewaltig hinter das rechte Ohr. Fomuschka blieb von dem Schlage unerschüttert, und kaum bewegten sich seine schwarzen krausen Locken. Darüber hüpfte dem Fürstlein das Herz vor Freude. Er nahm den Fomuschka bei der Hand, und führte ihn die hohe Treppe hinauf in sein goldnes Gemach. Hier umhalsete er ihn und sie wechselten nun das Ritterwort, immer und ewig Brüder zu sein, für einander zu leben und zu sterben, aus einem Becher zu trinken und aus einer Schüssel zu essen. Darauf nöthigte ihn Wassili hinter den Tisch von Eichenholz, setzte ihm Zuckerbrod und Wein vor, und sie aßen und tranken in Lust und Fröhlichkeit.

Am andern Morgen, als Wassili wieder aus dem hohem Gemache durch das vergitterte Fenster schaute, ob

sich nicht ein anderer Gast den vollen Fässern nähere, da sah er Bogdanuschka den Kleinen, der zu dem Faß mit Bier trat, das goldene Trinkgeschirr auf die Erde warf, das Faß in die Höhe hob, und es auf einen Zug austrank. Da rief das Fürstlein Fomuschka, und sie eilten auf den Hof an die weiten Thore, und schlugen Bogdanuschka mit ihren schweren Lanzen aus aller Kraft auf den muntern Kopf. Aber die Lanzen zersplitterten, und Bogdanuschka blieb unerschüttert. Da gaben sie ihm die Hand und führten ihn über den geräumigen Hof und die schöne Treppe nach dem goldnen Gemache. Hier umarmten sie sich, und schwuren sich Treue und Bruderliebe bis in den Tod.

Bald erscholl das Gerücht in der Stadt, Wassili Boguslajewitsch habe sich die tapfersten Jünglinge zu Kameraden gewählt und lebe mit ihnen brüderlich. Darüber wurden die Posadniks unruhig, und versammelten sich auf dem Rathhause, um darüber Rath zu pflegen. Als sie alle an ihren Plätzen waren, trat der alte kluge Tschubin in die Mitte des Saales, neigte sich gegen alle vier Seiten, und nachdem er seinen schneeweißen Bart einige Mal gestrichen hatte, hub er also an: „Hört mich, ihr

Posadniks von Nowgorod, und ihr andern hier versammelten slawischen Männer! Ihr wisset, das unser Land ohne Fürsten ist, denn Boguslai's Sohn ist noch unmündig, und bis das Herrlein heranwächst und zu reifem Verstande kommt, sind wir die Herren von Nowgorod und seinem Gebiete. Aber dieser Knabe, der dereinst über uns herrschen wird, verspricht nicht viel Gutes. Kaum ist er aus den Jahren der Kindheit getreten, und schon ist sein Wesen bösartig und wild, und selbst seine Belustigungen bestehen in Grausamkeiten. Wie viele Wittwen und Waisen hat er nicht durch seine Kurzweil gemacht! Und nun zieht er die muthigsten und tapfersten Jünglinge an sich und lebt mit ihnen brüderlich. Warum thut er das? Hat er dabei wohl gute Absichten? Das müssen wir erfahren. Laßt uns ein Fest anstellen, und das Fürstlein dazu einladen! Da können wir ihn prüfen, wie er gegen uns und das Land gesinnt ist. Wir bringen ihn einen Becher mit Wein zu; trinkt er nicht, so hat er Böses im Sinne, und trinkt er, so plaudert er uns gewiß, was er im Schilde führt, denn im Weine ist Wahrheit. Bemerken wir nun, daß er es nicht gut mit uns und mit dem Lande meint, so machen

wir es kurz, und reißen ihm den Kopf ab. Denn es giebt ja mehrere Fürsten in Rußland, aus denen wir einen nach unserm Herzen wählen können; und wäre das nicht, nun Brüder, — so können wir uns auch wohl ohne Fürsten behelfen." —

Da standen die Posadniks alle auf und neigten sich vor dem klugen Tschudin, und riefen mit einer Stimme: „Du hast weise gesprochen. Es geschehe, wie Du gesagt hast." —

Und am folgenden Morgen mit Tagesanbruch machte man Anstalt zum Feste. Auf dem großen Saale des Rathhauses stellte man Tische von Eichenholz und bedeckte sie mit weißen Tüchern. Darauf brachte man Zuckerwerk und eingemachte Früchte, und ordnete Alles zierlich. An den Wänden umher standen Fässer mit Wein und Bier, und daneben hingen die reinlichen Trinkgeschirre von Gold und Silber und kostbarem Holze. Als Alles in Ordnung war, wurden einige der Posadniks auf die Burg geschickt, um die Fürstin und ihren Sohn zum Feste einzuladen. Nachdem sie ihre Worte angebracht hatten, antwortete ihnen die brave Matrone Amelpha Timophejewna folgendermaßen: „Für mich ist Spiel

und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Damals als meine Sonne noch schien, als Boguslai, mein Gemahl und euer Fürst, noch lebte, da war ich auch lustig und fröhlich; aber jetzt, da meine Sonne nicht mehr scheint, sitz' ich traurig und einsam in meinem Gemache. Doch vielleicht ziert mein Sohn Wassili Boguslajewitsch euer Fest mit seiner Jugend, wenn ihr ihn selbst dazu ladet." — Auf dieses Wort eilten die Posadniks zu dem Fürstlein, und baten ihn mit vielen höflichen Worten, ihr Ehrenmahl mit seiner Jugend zu zieren, und das Fürstlein versprach ihnen, zu kommen, wenn es seine Mutter erlaube. Darauf ging er zu seiner Mutter und bat sie um Erlaubniß, dem Feste der Nowgoroder beizuwohnen. Die Fürstin gewährte ihm diese Bitte, gab ihm aber dabei manche gute Lehre über seine Aufführung unter den verschmitzten Posadniks, die sie sehr gut kannte. „Trinke," sagte sie, „trinke mein Sohn, nur trinke nicht zu viel; denn die Posadniks sind listig, sie werden Dich prüfen wollen. Darum sei auf Deiner Huth. Und fangen sie an zu prahlen mit ihrer Stärke, ihrer Klugheit, ihrem Reichthum, so laß sie prahlen. Schweige und prahle mit nichts. Vor allen Dingen aber sei

höflich und freundlich, und beleidige Niemanden durch Grobheit.“ — Nach diesen Worten küßte sie ihn, und Wassili ging zum Feste.

An der Treppe des Rathhauses empfingen ihn die Posadniks und führten ihn hinauf in den Saal. Hier wiesen sie ihm den ersten Platz an. Aber das Fürstlein dankte ihnen für die Ehre, und setzte sich unten an. Da nahmen ihn die Posadniks unter die Arme, und führten ihn an die erste Stelle. „Hierher setze Dich, Fürstensohn,“ sagten sie, „das ist Dein Platz. Hier hat Dein Vater Boguslai oft gesessen.“ — Nun reichten sie ihm einen Becher mit süßem Weine und Wassili trank und aß dazu von dem Zuckerwerk und den eingemachten Früchten, die sie ihm vorsetzten. Dabei aber saß er wie eine Jungfer, ohne ein Wort zu sagen.

Unterdessen fingen die Posadniks an lustig zu werden. Sie schwatzten hin und her, endlich ging es ans Prahlen. Der eine prahlte mit diesem, der Andere mit jenem. Dieser lobte sein gutes Pferd, Jener sein junges Weib. Der Eine rühmte sich seiner Stärke, der Andere seines Reichthums und der Dritte seiner Klugheit. Alle schrieen durcheinander und Einer suchte es dem An-

dern zuvor zu thun. Aber Wassili Boguslajewitsch ließ sich nicht verführen, er saß still und schweigend da, und ließ die Andern prahlen, wie sie wollten, ohne sich drein zu mengen. Da wandten sich zwei der vornehmsten Posadniks, der kluge Tschudin und der reiche Satka, an ihn und redeten ihn also an: „Warum sitzest Du so still und einsam, Fürstlein? Du hast ja genug, womit Du Dich rühmen kannst, und doch schweigst Du?" — Darauf antwortete ihnen der Jüngling mit bescheidner Miene: „Ihr seid ehrenvolle und würdige Männer, Posadniks, und es geziemt euch, frei und keck zu reden. Aber wie würde es mir anstehen, vor euch zu prahlen, der ich noch jung und eine vaterlose Weise bin? Zwar hab' ich Gold und Silber und Schätze; aber ich habe sie nicht gesammelt. Einst kommt auch meine Zeit, und dann werd' ich auch ein Wort reden können." — Ueber diese kluge und bescheidne Antwort erstaunten die Posadniks, und fingen an, heimlich unter einander zu zischeln und sich zu berathen. Als sie ihren Entschluß gefaßt hatten, füllte Tschudin einen großen Becher mit starkem Weine, und reichte ihn dem Fürstlein mit folgenden Worten: „Wer Großnowgorod und das Land der Slawen

liebt, der leert diesen Becher!" — Da konnte sich Wassili nicht weigern zu trinken; er nahm den Becher und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Als nun die Posadniks wieder anfingen zu prahlen, so wirkte der starke Wein, und Wassili konnte sich nicht länger halten: „Hört," rief er, „ihr Prahlhänse! hört, wer Wassili Boguslajewitsch ist, und schweiget. Wassili ist Herr von Rußland, und das ganze Land der Slawen ist ihm unterthan. Nowgorod muß ihm Steuern und Gaben zollen, und die Posadniks sollen sich vor ihm neigen." —

Diese Worte machten die Posadniks toll und rasend. Sie sprangen von ihren Sitzen und schrieen durcheinander: „Nein, Du sollst nicht über Rußland herrschen, und wir werden uns nicht vor Dir neigen. Du bist wild und grausam, und überhaupt brauchen wir keinen Herrscher. Darum verlasse unsre Stadt und unser Land, und zwar morgen am Tage; und gehst Du nicht gutwillig, so werden wir Dich zu zwingen wissen."

„Ich fürchte weder euch noch sonst Jemanden," antwortete Wassili, „versammelt meinetwegen die ganze nowgorodsche Macht, ich nehme es mit ihr auf, und wir wollen sehen, ob ihr mich zwingen werdet, mein Land zu

verlassen; denn Nowgorod und das Land der Slawen ist mein, und ihr seid meine Unterthanen." — Mit diesen Worten stand er auf, ging mitten durch die erschrockenen Posadniks, die ihm von allen Seiten Platz machten, hindurch, und verließ den Saal und das Rathhaus.

Als er fort war, erholten sich die Posadniks nach und nach von ihrer Bestürzung. Sie lachten nun über die Prahlereien des Knaben, wie sie ihn nannten. Doch beschlossen sie auf alle Fälle, die Kriegsmacht Nowgorods zu versammeln, um das Fürstlein zum Abzug zu zwingen. „Seine jungen Knochen," rief Satka, „werden auf der Haide bleichen, unter Regen und Schnee, denn wie kann der Knabe gegen uns bestehen?" —

Die Sturmglocke ertönte nun in der ganzen Stadt, und die streitbare Mannschaft versammelte sich auf dem Markte. Als die brave Matrone Amelpha Timophejewna das hörte, erkundigte sie sich nach der Ursache, und da sie erfuhr, wie Wassili Boguslajewitsch die Posadniks durch kühne Worte erzürnt habe, ging sie zu ihm in das hohe Gemach, und strafte ihn mit ernsten Worten für seine Unbesonnenheit. Da sie aber merkte, daß er berauscht

war, so nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in den Keller, wo sie ihn bleiben hieß, bis er den Rausch ausgeschlafen habe.

Darauf eilte sie in ihre Schatzkammer und nahm eine goldne Schaale, füllte sie mit Edelsteinen, Rubinen, Smaragden und Diamanten, und ging in Begleitnng ihrer Frauen auf das Rathhaus zu den versammelten Posadniks. Als sie in den Saal trat, neigte sie sich sehr tief, setzte die goldne Schaale auf den Tisch, und redete ihnen sanft und freundlich zu, sie möchten ihrem Söhnlein die unbesonnenen Worte vergeben, die er im Rausche ausgestoßen habe. Er sei noch jung, und wenn sie es nicht seinet- und ihretwegen thun wollten, so möchten sie es aus Liebe zu ihrem verstorbenen Fürsten Boguslai thun, der sich so wohl verdient um sie und Nowgorod gemacht habe.

Aber diese freundlichen und demüthigen Worte machten die Posadniks noch stolzer, und sie antworteten der Fürstin ungeziemend und grob. „Packe Dich fort, altes Weib!“ riefen sie wild durch einander, „mit Dir haben wir nichts zu schaffen. Dein Gold und Deine Edelsteine

brauchen wir nicht. Wir verlangen nichts als den Kopf Deines frechen Knaben."

Unter bittern Thränen kehrte die brave Matrone nach ihrem Schlosse zurück, wo sie die Pforten und Thore zu schließen befahl, und nun bekümmert auf den Ausgang dieser traurigen Begebenheit harrte.

Am andern Morgen ganz früh rückten die Posadniks mit der ganzen nowgorodschen Macht gegen das fürstliche Schloß, und umzingelten es von allen Seiten. Darauf sprengten sie die starken Pforten und Thore, und die Schaaren wogten nun durch die offenen Räume in den geräumigen Hof.

Von dem Geräusche der Waffen und dem Geschrei der muthigen Nowgoroder erwachte Wassili Boguslajewitsch in seinem Keller. Er sprang auf die muntern Füße und eilte nach der Thüre. Als er sie verschlossen fand, öffnete er sie durch einen Faustschlag, und mit zwei Sprüngen war er mitten auf dem Hofe. Da ihn die Nowgoroder erblickten, stürzten sie auf ihn los. Er war ohne Waffen. Aber schnell ergriff er einen schweren Balken, der roh behauen auf dem Hofe lag, und ging nun auf die Nowgoroder los. Bald waren sie vom Hofe

gejagt, und Wassili eilt ihnen nach. Unter seinen gewaltigen Schlägen fallen sie zu Hunderten, und unaufhaltsam drängt er sie immer weiter. Seine schreckliche Waffe fliegt hin und her, und macht weite Oeffnungen in den flüchtigen Haufen. Umsonst flehen sie um Schonung und versprechen Gehorsam und Treue. Das jugendliche Blut des Jünglings kocht; er hört sie nicht in seinem Zorne, und unerbittlich jagt er sie gegen den reißenden Wolchow.

Bei diesem Anblick verließen die Posadniks den Kampfplatz eilig und begaben sich aufs Rathhaus. Hier nahmen sie eine goldene Schaale, füllten sie mit Edelsteinen und eilten nach dem Schlosse zu der braven Matrone Amelpha Timophejewna. Sie traten auf die Straße dem hohen Gemache der Fürstin gegenüber — denn auf den Hof wagten sie sich nicht — neigten die stolzen Häupter bis zur Erde und riefen laut und kläglich: „Ach, erbarme Dich doch unser, Fürstin und Mutter, verlaß uns nicht. Wir haben Deinen lieben Sohn, Wassili Boguslajewitsch, unsern Herrn, erzürnt, und in seinem Zorne macht er Nowgorod zur Wüste. Verlasse uns nicht und lege ein gutes Wort für uns ein, damit

er seinem mächtigen Zorn Einhalt thue." — Die Fürstin hörte ihre Klagen, aber sie zeigte ihnen ihre hellen Augen nicht, sondern ließ ihnen durch eine Magd sagen: „Wie ihr die Sache angefangen habt, so endigt sie auch. Ich bin ein altes Weib, was gehen mich eure Fehden an!" —

Da schlichen die Posadniks kopfhängend zurück aufs Rathhaus und setzten eine Schrift auf, durch welche sie sich, nebst Stadt und Land, dem Fürstlein unterwarfen, und ihn zum Herrn von Nowgorod und ganz Rußland erklärten. Sie ertheilten ihm volle Macht und Gewalt, Steuern und Gaben zu nehmen, wie es ihm gefiele und zu schalten und walten nach seinem Gutdünken. Mit dieser in aller Form abgefaßten Urkunde eilten sie auf das Schloß zu Wassili's Waffenbrüdern, Fomuschka dem Dicken und Boganuschka dem Kleinen, und flehten demüthig um ihre Fürbitte bei dem Fürstlein. „Wir sind seine Unterthanen," riefen sie, „hier sind die Akte unserer völligen Unterwerfung."

Die Ritter wurden gerührt durch das Flehen ihrer Landsleute, und warfen die Keulen weg, die sie schon in

den starken Fäusten hielten, um mit ihrem Waffenbruder gegen Nowgorod zu streiten. Sie nahmen die Schrift der Posadniks, und eilten mit ihnen auf den Kampfplatz. Noch in der Entfernung hielten sie schon die Urkunde in die Höhe und riefen mit lauter Stimme: „Heil Dir, Wassili Boguslajewitsch, Fürst von Nowgorod und Rußland! Höre auf zu würgen. Du mordest Deine eignen Unterthanen. Die Posadniks, nebst Stadt und Land, legen sich Dir zu Füßen. Du bist unumschränkter Herr von Nowgorod und allen dazu gehörigen Ländern und Gebiete. Hier ist die Akte der Unterwerfung." Als sie näher gekommen waren, warfen sie sich mit allen Posadniks zur Erde nieder, und das Volk folgte ihrem Beispiel und alle riefen: „Heil unserm Fürsten und Herrn Wassili Boguslajewitsch!"

Da that das Fürstlein seinem mächtigen Zorne Einhalt, und sein starker Arm ruhte. Er nahm die Schrift der Posadniks, und versprach ihnen und allem Volke Verzeihung und Gnade. In Jubel kehrte man nach der Stadt zurück und Wassili herrschte über Nowgorod. Seine Regierung war glücklich, Handel und Wan-

del blühte; weder innerliche Unruhen noch äußere Kriege störten die Ruhe und das Glück der Bürger; denn Alles fürchtete sich vor ihm und seinen Waffenbrüdern Fomuschka dem Dicken und Bogdanuschka dem Kleinen. —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolff, Oskar Ludwig Bernhard,

Märchen-Schatz Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aller Zeiten und Vö
lker

Bd.: 1

Lpzg 1845 - 46

P.o.germ. 1636 t-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123693-8